



## Beiträge zur Geschichte der Universität Rostock

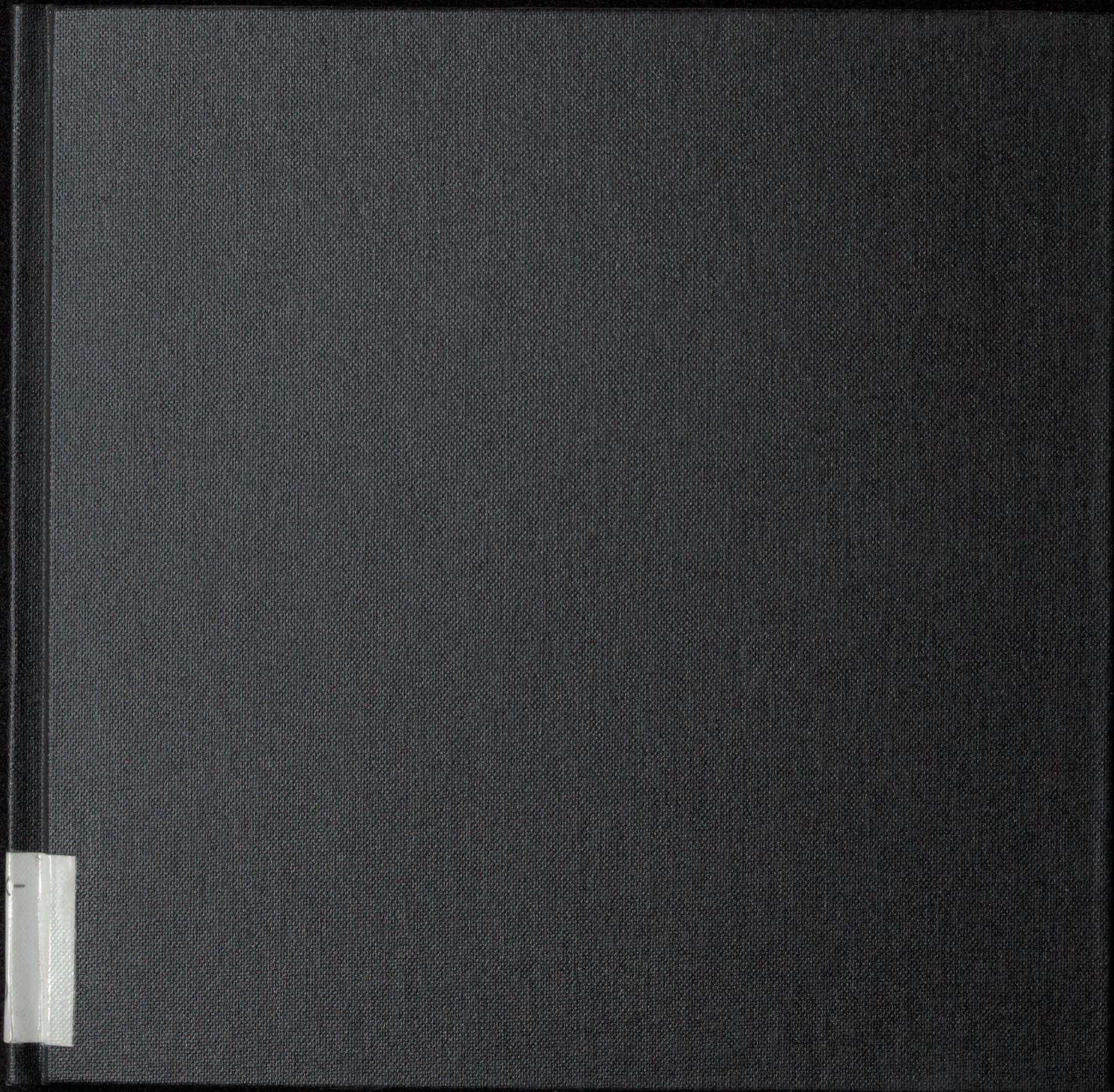
### Heft 3

Rostock: Universität Rostock, 1983

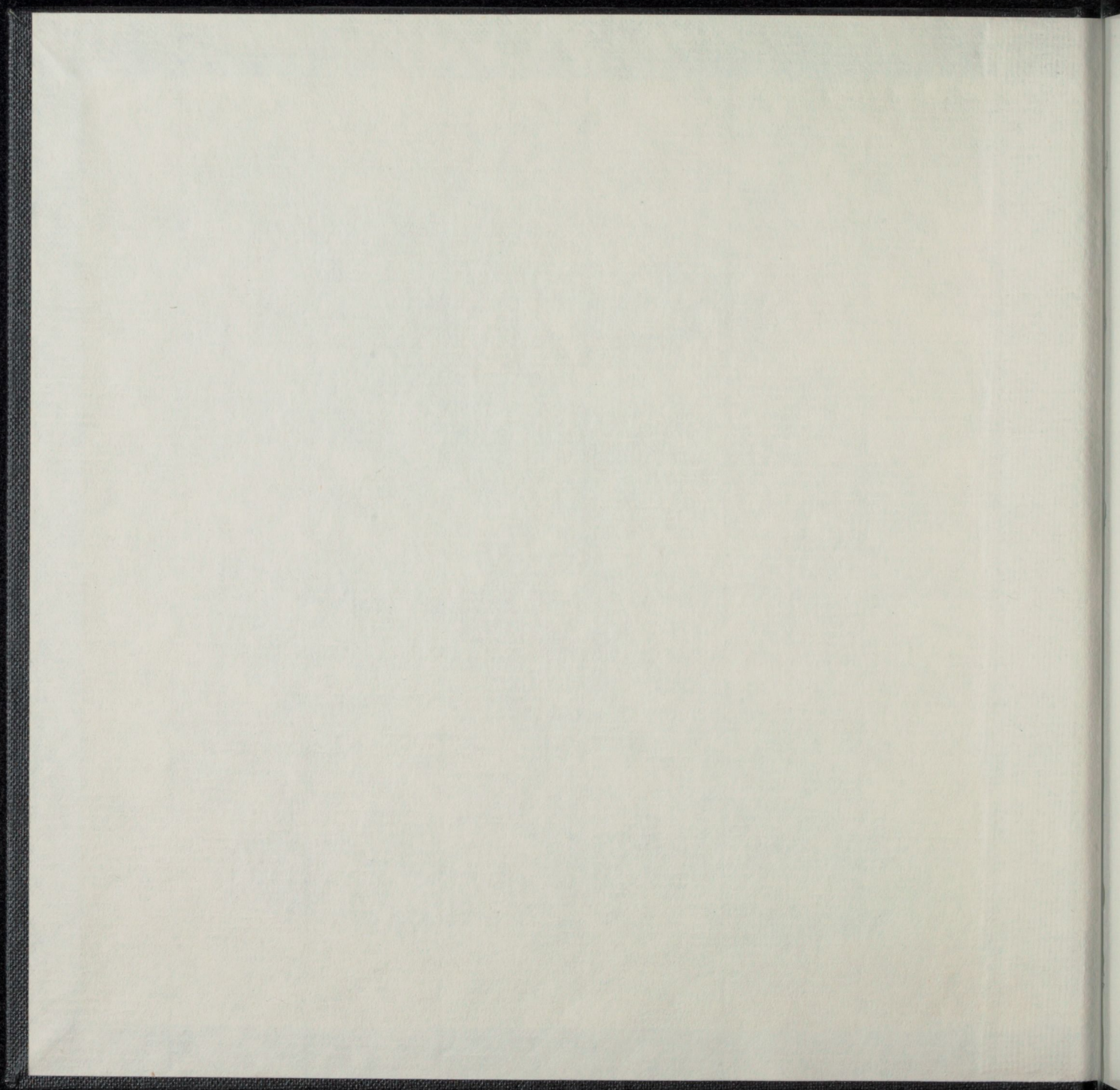
<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn882060783>

Band (Zeitschrift) Freier  Zugang  OCR-Volltext











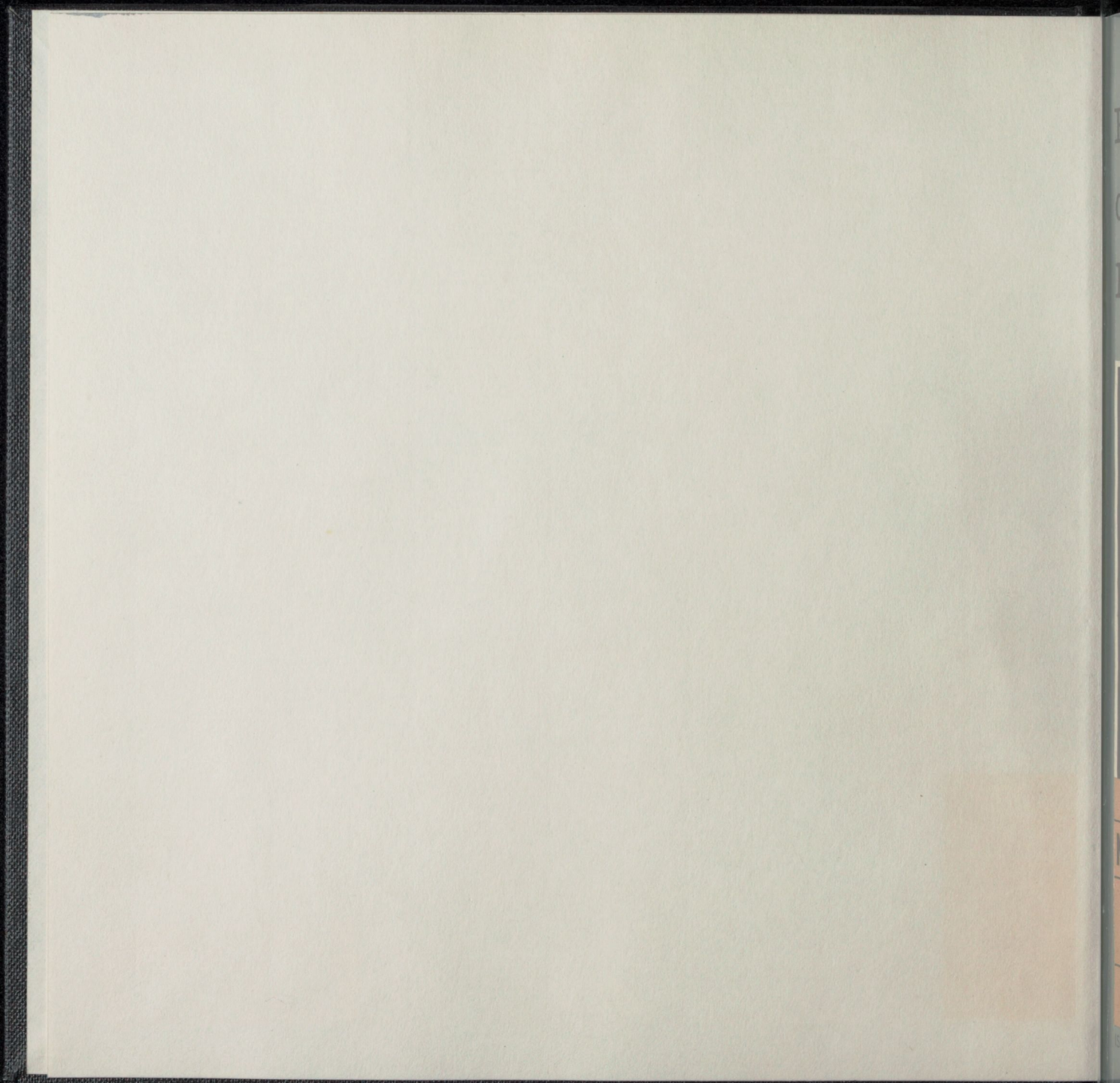


**UB Rostock**

28\$ 002 133 13X









# Beiträge zur Geschichte der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock



UB Rostock

NMK ZA

89

(3)

ISSN 0232-539

Heft **3**





INHALT

# Beiträge zur Geschichte der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock

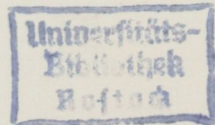
Heft **3**

ROSTOCK 1983



Beiträge zur Geschichte  
der Wilhelm-Pieck-Universität  
Rostock

8



NMK - 2 1 89 (3)

Beiträge zur Geschichte der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock

Herausgeber: Der Rektor der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, Wolfgang Brauer

Redaktionskollegium:

Peter Briese, Lothar Elsner (Leiter), Martin Guntau, Gerhard  
Heitz, Bruno Schrage (Verantwortlicher Redakteur), Ulrich Seemann

# INHALT

---

## ARTIKEL/MISZELLEN

Seiten

Peter Palme

Das Rostocker Universitätshauptgebäude und  
seine Vorgeschichte im 19. Jahrhundert.  
Betrachtungen zur Bau- und Kunstgeschichte

4

Bernhard Wandt

✓ Die Universität Rostock und  
Johannes Kepler (1571–1630)

50

Heli Festerling

✓ Johann August Christian Roeper (1801–1885) —  
ein Naturwissenschaftler an der  
Universität Rostock in der ausklingenden  
Blütezeit der deutschen Naturphilosophie

56

Rolf Richter

„Wissenschaft und Arbeit vereint im Aufbau  
des demokratischen Deutschland.“  
Zur Ehrenpromotion Willi Bredels  
am 3. November 1945

64

## DOKUMENTE

Bernhard Wandt

Die Ehrensatorenen unserer Universität  
ab 1919 und Dokumentation über die  
ab 1946 Geehrten

68



Peter Palme

## Das Rostocker Universitätshauptgebäude und seine Vorgeschichte im 19. Jahrhundert Betrachtungen zur Bau- und Kunstgeschichte

Ein wichtiger Antrieb zu dieser Studie lag in dem über Jahre hinweg beunruhigenden Gefühl, so wenig über das Haus, in dem man arbeitete, zu wissen. Ihr Anlaß war das sich immer stärker durchsetzende allgemeine wissenschaftliche Interesse an der sich eines vergangenen (oder auch fremden) Stilgewandes bedienenden, sog. historistischen Kunst und Architektur des Zeitalters des Kapitalismus der freien Konkurrenz. Genährt wurden solche Interessen ganz praktisch aus notwendigen Überlegungen vor allem zur Denkmalpflege und Stadtbildpflege.

Aus der Pragmatik des Benutzen- und folglich Erhalten-Müssens wuchs die Frage nach der ästhetischen Eigenart eines solchen Baus, was an ihm wie zu erhalten sei und warum, die Frage also nach den (bau-)künstlerischen, architektur- und allgemeineschichtlichen Werten, die sich in ihm verkörpern resp. ihm nachträglich zugewachsen sind als Patina der Geschichte.

Der Denkmalcharakter des Hauptgebäudes der Wilhelm-Pieck-Universität lag zwar immer schon auf der Hand. Man kannte in großen Zügen den Zusammenhang mit der Universitätsgeschichte einerseits, den mit dem kunstgeschichtlichen Phänomen der Neorenaissance andererseits, das nur bedingt zum kulturellen Erbe gezählt wurde. Aber erst jüngste Restaurationen, wie die der Aula, zeigen das praktisch vorhandene volle Verständnis für den Wert des Baus, während vereinfachende Renovationen in der Vergangenheit, z.T. unserer eigenen, die Probleme mit Teilen architektonisch-künstlerisch relevanter Bausubstanz eliminierten.

Zu dem gewonnenen positiven pragmatischen Verhältnis der Gesellschaft zu diesem Bau sollte ein möglichst exaktes Bewußtsein seines historischen Wertes treten. Unabhängig davon, ob der einzelne den Bau ästhetisch ablehnt oder annimmt, sollte der Versuch gemacht werden, ihn auch durch Wissen zu vergesellschaften. Das ist der eigentliche Sinn des Nachstehenden.

Die Arbeit ist dem Verfasser durch eine verhältnismäßig günstige Quellensituation erleichtert worden. Sein Dank gilt der stets bereitwilligen Unterstützung durch die einschlägigen Institutionen der Wilhelm-Pieck-Universität, voran das Universitätsarchiv. Hier ist der Verfasser besonders Dr. Bernhard Wandt für Rat und Auskünfte verpflichtet.

Über die eigentlich stets ungünstige Bausituation der Rostocker Universität ist von A. Lorenz<sup>1)</sup> alles zusammengetragen worden. 1565 brannte das alte Collegium philosophicum ab, 1567 war der dann als Collegium album – weißes Colleg – bekannt gewordene Neubau an gleicher Stelle fertig.

Im 17. Jh. vollzog sich ein Strukturwandel, der zur Aufhebung der ursprünglichen Funktionen der Regentien führte, aus denen die Studenten aus und in einzelne Privatquartiere umzogen. Diese Häuser wurden dann z.T. vermietet oder verkauft. Dazu kam die Okkupation des weißen Kollegs seit 1702 nacheinander durch die Herzöge Friedrich Wilhelm, Carl Leopold und Christian Friedrich. Als 1760 sich die Universität durch den Auszug der herzoglichen Professoren nach Bützow spaltete, kam der Rostocker Universitäts-Rumpf zwar wieder in den Besitz des weißen Kollegs, aber während der



Besetzung durch die Herzöge war das Haus weiter verfallen. Nach der Restitution der Universität 1789 erfolgte eine Durchbauung, mit der man sich einige Zeit zufrieden geben mußte. Erst nach dem neuen, 1827 mit der Stadt abgeschlossenen Regulativ, das den Landesherrn zum alleinigen Patron machte, kam es zu stärkeren baulichen Aktivitäten. 1827–1829 wurde auf der Grundlage einer älteren Planung durch C.Th. Severin ein schon länger ins Auge gefaßter Bibliotheksanbau errichtet, dessen Unterbau noch im heutigen Hinterflügel, dem ehemaligen sogenannten neuen Flügel, steckt. In ihm gab es erstmals Hörsäle – bis dahin wurden Vorlesungen entweder öffentlich in den Fakultätshäusern (vorher den Regentien) oder in den Privatwohnungen der Professoren abgehalten. Diese Planung war Teil eines an Stelle des weißen Kollegs projektierten Neubaus.

Den konkreten Anlaß für die planerischen Überlegungen bot 1815 die beabsichtigte Errichtung des Blücherdenkmals. Zur besseren Lösung der sich abzeichnenden städtebaulichen Probleme war im gleichen Jahr der Landbaumeister Severin zum verantwortlichen Baubeamten für die Rostocker Universitätsbauten bestimmt worden. Er wollte das Denkmal an die Stelle des alten Auditoriums setzen und dieses in die Heiliggeistkirche verlegen, für die als Anbau an der Südseite des Auditoriums existierende Hauptwache aber einen Ersatzbau auf dem Klosterrosengarten (heute Standort des Neuen Museums) oder dem Grundstück der Regentie Roter Löwe schaffen. Ausgeführt wurde von diesen Umgestaltungsplänen – sieht man einmal von dem 1827/29 errichteten Bibliotheksflügel ab – nur die Neue Wache (1822/25, heute Sektionsgebäude Biologie) auf dem Platz der Regentie.

Der Entwurf Severins von 1824 (Abb. 1) war mit seiner Fassadenlänge deutlich als Ersatzbau für das weiße Kolleg unter Einbeziehung des Eckhauses Kröpeliner Straße gedacht, strebte also eine städtebauliche Vereinheitlichung der Front an.

Der Bau ist von einer kalten, etwas langweiligen Großartigkeit, die seltsam genug mit seinen etwa gleichzeitigen heiteren Doberaner Bauten, dem ehem. Wohnhaus Medini und dem „Stahlbad“, kontrastieren. Man muß hier sicher die Bauaufgabe, das Maß fürstlicher Repräsentation im Ensemble des Hopfenmarktes ins Kalkül setzen.

Die merkwürdige Proportionsumkehr – das Obergeschoß und seine Fenster sind höher als das Untergeschoß und dessen Fenster – läßt sich mit dem Hinweis auf den Zweck – Auditorium und Bibliothekssäle lagen im Obergeschoß – erklären.

Das Raumprogramm zeigt, daß der Bau die Funktionen des weißen Kollegs und des Auditoriums zugleich erfüllen sollte. Für die erste Etage sieht der Plan vor: 1 Instrumentenzimmer, 1 Archivraum, 1 Konzilzimmer und 2 Vorzimmer im linken Flügel, im rechten nach vorn zu 2 Naturalienkabinette, nach hinten das Modellzimmer und das Mineralienkabinett. Die zweite Etage (mit dem Hinterflügel) umfaßt 2 große Bibliothekssäle und 1 Bibliothekszimmer, 1 Münzkabinett sowie 1 Auditorium, das sich über den ganzen rechten Flügel erstreckte. Unklar bleibt die Bestimmung der 9 Räume im Untergeschoß des Hinterflügels.

Das Raumsystem dieses Flügels entspricht etwa dem im Erdgeschoß des 1827/29 zur Ausführung gekommenen Bibliotheksanbaus an das weiße Kolleg, als dessen Funktion Lorenz eine Famuluswohnung und Hörsäle nennt.<sup>2)</sup> Das könnte für den separaten Plan ebenfalls zutreffen. Der Grundriß ist etwas abstrakt, mißt gesonderten Kommunikationsflächen keine Bedeutung zu, ordnet die Räume nicht in sinnvoller Folge und sieht auch von wichtigen Nebenfunktionen ab. Selbst der rechtwinklige Ansatz des Flügels zeigt dieses abstrakte architektonische Ordnungsdenken.

Die Sammlungsräume weisen auf noch keine bemerkenswerte naturwissenschaftliche Differenzierung hin.

Merkwürdig ist die Übertragung des Namens Museum auf einen Bau, der nach seinen Funktionen eindeutig der Vorläufer des Universitätsgebäudes mit seinen zentralen und öffentlichen Funktionen ist. Damit zeigt sich der Bau als in der Tradition der bürgerlich-aufklärerischen Idealvorstellung von Museum stehend, als ein „Gebäude . . . , das Kunstsammlungen, wissenschaftliche Sammlungen, eine Bibliothek und Akademieräume miteinander kombiniert enthielt“.<sup>3)</sup>

Zwischen dem Entwurf Severins und den Plänen Demmlers, der 1844 das Neue Museum errichtete, liegt noch der 1833 datierte „Entwurf eines neuen Museums zu Rostock“ von E. Biskamp (Abb. 2).<sup>4)</sup>



Der Ausgangspunkt für den Bau war die Absicht des Großherzogs, ein durch die Entwicklung der Naturwissenschaften fälliges chemisches Laboratorium errichten zu lassen.<sup>5)</sup> Der damalige Rektor, der Mediziner C. Stempel, der sich die Förderung der Naturwissenschaften mindestens vom Standpunkt seines Faches her angelegen sein ließ, machte demgegenüber den Vorschlag, einen komplexen Bau zugleich für andere, sich vergrößernde Institute sowie für die unzureichend untergebrachten, zum Museum gehörenden naturwissenschaftlichen und sonstigen Sammlungen sowie für die Sternwarte zu errichten – „um so mit einem Male die Academie in den Stand zu setzen, wenigstens in gewissen Beziehungen das zu leisten, was man schon längst, allein bei dem Mangel der nöthigen practischen Institute gewiß mit Unrecht von ihr verlangt hat“.<sup>6)</sup>

Stempel verwies auf die Bedeutung des Baus für die wissenschaftliche Zusammenarbeit sowie insbesondere die Pflege der dort vereinigten Disziplinen für das Studium der Medizin und der Cameralwissenschaften, ferner sprach er von einer zu begründenden Schule für Polytechnik und Nautik. Mit größter Umsicht hatte er alle erdenklichen Schritte zur Stützung seines Projektes unternommen, u. a. Gutachten von Doebereiner aus Jena und Gauss aus Göttingen eingeholt, um Einwänden gegen die Unterbringung eines chemischen Laboratoriums in einem komplexen Bau und in Bezug auf die Leistungsfähigkeit der Sternwarte begegnen zu können.

Sein ökonomisches Hauptargument war der Verweis auf die relativ größere Billigkeit eines großen Gebäudes gegenüber mehreren kleinen.<sup>7)</sup> Er schlug den Klosterrosengarten als günstigsten und darum schleunigst zu erwerbenden Standort ebenso vor, wie er praktikable Finanzierungsvorschläge machte; ja er bat, ihm die Bauleitung zu übertragen.

Sein Hauptgegner in dieser Angelegenheit, Vizekanzler v. Both, der auch politisch konträre Ansichten hatte<sup>8)</sup> und in etwas eigenmächtiger Weise eine straffe Linie gegen den Korporationspartikularismus an der Universität durchzusetzen suchte, begegnete dem Projekt mit dem Vorwurf, es sei zu klein gedacht und man werde in einigen Jahren die Finanzen zu einem besseren Bau haben. Er hintertrieb die allerhöchst anempfohlene Beratung über das Projekt und erreichte, daß im unmittelbaren alleinigen Interesse

der Chemie das kleine Laboratorium auf dem Hofgrundstück des weißen Kollegs gebaut wurde.

Der Plan ist dem großzügigen Projekt Severins gegenüber von bescheidenerer Größe; mit seiner Fassadenlänge nimmt er ziemlich genau die Maße des späteren Demmlerschen Baus vorweg, ist also für den schon vorgesehenen Platz auf dem Klosterrosengarten bestimmt. Er rückt auch nach den ausgewiesenen Funktionen in die Nähe des Demmlerschen Museums. (Abb. 3a u. 3b) Im Erdgeschoß gibt es 1 Versammlungszimmer für eine naturforschende Gesellschaft, 1 Zimmer für physikalische Instrumente, 1 Auditorium für Chemie und Physik, 1 chemisches Laboratorium, 1 Chemikalienraum, 1 Arbeitsraum für einen Chemiker; im Obergeschoß ist vorgesehen 1 Mineralienkabinett, 1 Herbarienzimmer, 2 große Räume des zoologischen Museums, 1 Münz- und Antikenkabinett, 1 mathematisches Kabinett. Bemerkenswert ist die Berücksichtigung eines Versammlungszimmers für die naturforschende Gesellschaft, die in Rostock im Jahre 1800 gegründet worden war.

Auch dieser Bauentwurf zeigt in seinen Funktionen und seinem Habitus noch jenen Zug zur Universalität, die der Museumsbegriff einschloß.<sup>9)</sup> Der Bau erscheint durch seine äußere Gestalt isolierter als das Severinsche Projekt, nimmt jedoch durch die Dachform charakteristische Motive von Saalbau und Palais auf und paßt sich in der Höhe der Fassade dem vermittelnden Gebäude der Neuen Wache an. Gemessen am strengen Stil des Severinschen Klassizismus erscheint dieser Bau einer nachlebenden Auffassung anzugehören, die den Normen eines früheren palladianischen Klassizismus verpflichtet ist und deren Elemente aus einer „Musterarchitektur“ entliehen sind. Ein entsprechender Einfluß könnte von den Bauten oder eher noch den Schriften David Gillys am ehesten ausgegangen sein.

Einzelne Elemente sowie die „Tempelfassade“ des Mittelrisalits gehören aber dem Gilly etwa um 1780 (!) an. Dieser Konservatismus paßt jedoch zum Bilde der Rostocker Architektur dieser Zeit.<sup>10)</sup>

Durch den Anbau des Bibliotheksflügels ergab sich für die wissenschaftlichen Sammlungen eine stärkere Verbesserung. „Eine Verlagerung der mathematisch-astronomischen Geräte auf einen Raum im Bodengeschoß und die Verlegung des physikalischen Kabinetts in den Anbau sowie ein Ausbau der Eingangshalle schufen die Möglichkeit für eine Erweiterung



des Naturhistorischen Museums (1832), dessen Sammlungen stark angewachsen waren."<sup>11)</sup> Karsten wies aber auf das ungewöhnliche Wachstum der Institute und Sammlungen in den Jahren 1834–1840 hin, das die provisorische Erweiterung von 1832 als völlig unzulänglich erscheinen ließ.<sup>12)</sup> Das war einer der Gründe, die wiederum den Gedanken an den Bau eines neuen Museums aktuell werden ließ und den Großherzog Paul Friedrich 1840 bewog, einen außerordentlichen Zuschuß von 5000 Rtl. zu bewilligen.

Demmlers Entwurfsarbeit, von der leider nur die Fotografie eines signierten und mit 1842 datierten Fassadenrisses erhalten ist, (Abb. 4) weitete sich zur Konzeption eines neuen Universitätsgebäudes aus, das die gesamte Front des heutigen Neuen Museums und des Hauptgebäudes umfaßte. Die Datierung des Risses und die eigentümliche Eingangslösung an den Flügeln, die dann beim Neuen Museum zur Ausführung kam, beweisen, daß Demmler von vorn herein das Neue Museum nur als den in einer ersten Bauetappe zu errichtenden Flügel des Gesamtbaus ansah. Von der Binnenstruktur des Gesamtbaus ist nichts bekannt; 1865, noch vor der Planung des Universitätshauptgebäudes, wurde aber von den „jetzt aber soweit die innere Einrichtung in Betracht kommt, nicht mehr brauchbaren Baurisse(n)“<sup>13)</sup> gesprochen. Das macht lediglich eine Beurteilung der Fassadengestaltung möglich.

Demmlers großzügiger Entwurf gliedert die Front in drei Risalite, die durch einachsige Rücklagen wie mit Gelenken verbunden scheinen. Aus der Grundstückssituation mochten sich Unregelmäßigkeiten wie z. B. das In-einer-Flucht-Liegen von Rücklage und rechtem Trakt ergeben haben (dadurch wird streng genommen kein Risalit gebildet).

Der Bau steht zeitlich in der Nähe zu Demmlers Schweriner Arsenal, ist aber ganz im Gegensatz zu diesem aufs Zierliche, die Nuance hin angelegt. Da ornamentaler Schmuck bei Demmler fast immer ohne besondere Aufmerksamkeit behandelt wird, lebt der Bau konsequent durch Proportion und Rhythmus seiner Gliederung.

Auffällig ist die modale Entgegensetzung von Mittelrisalit und Seitenrisaliten, durch die Demmler gegen den Usus baut, wonach in der Mitte die größte Formdichte zu liegen habe. Überhaupt sind eine ganze Reihe von Besonderheiten „antiklassisch“. Da ist zunächst die funktionell nicht begründbare gedrückte Sockelzone der Seitenflügel mit den

nur Fensterhöhe erreichenden Drillingseingängen in der Form fast ungegliederter Einschnitte. Dann wird die Fassade durch die Verwendung von im Rhythmus 2–2–5–2–2 gekoppelten Fenstern in den beiden mittleren Geschossen in merkwürdige Pulsation versetzt. Diese rhythmische Organisation durch die Intervalle ist ein Spezifikum der Struktur venezianischer Palastfassaden vor Sansovino. Mit dieser Renaissance Rezeption folgt Demmler nur drei, vier Jahre früheren Bestrebungen der Dresdener Architektur nach.<sup>14)</sup> Schließlich versucht Demmler, sich durch die dekorative, rahmenartige Verbindung Lisenen – Fries von einer normativen klassizistischen Auffassung der Bauglieder freizumachen.

Das Mittelrisalit wirkt dagegen ausgesprochen ruhig. Blockhaft geschlossen und nur um eine doppelte Lisenenbreite schmaler als die Seiten überragt es diese durch einen höheren Architravfries und stärkeres Kranzgesims. Das zur Vereinheitlichung des gesamten Baues wichtige rustizierte Sockelgeschoß hat hier etwas größere Quadern; darüber der auch über die Flügel laufende breite Fries. Außer einem schmalen Gesimsstreifen, auf dem die Fenster des zweiten Obergeschosses sitzen und der den Mitteltrakt noch einmal an die Horizontale bindet, gliedern über der Portalhöhe nur noch Quaderung und Fenster. Um die Flächendehnung nach oben zu bewältigen, sind im obersten Geschoß formaktive, rundbogige gekoppelte Zwillingfenster verwendet. Damit sie nicht breiter erscheinen als die wichtigeren Fenster darunter, sitzen die Bögen außen auf Wandkapitellen auf.<sup>15)</sup> Die Fenster bekommen dadurch einen romantisch-archaisierenden Zug.

Durch die Vergrößerung der Intervalle zwischen den Fenstern nach außen zu erhält auch die Fassade des Mitteltrakts einen verhalten lebendigen Rhythmus. Schwierigkeiten bereitet Demmler offenbar die Einfügung des Portals in die Fassade. Seine Höhe genau über die beiden unteren Geschosse hinweg, das „Anhängen“ an den Gesimsstreifen wirken mechanisch und spannungslos. Hier liegt der Repräsentationsanspruch des großen Palasttores mit der funktionalen Geschoßeinteilung im Widerstreit.

Demmler zeigt sich hier als ein auch feinerer Nuancierungsfähiger Architekt – ein Zug, der über der anerkannten städtebaulichen Wirkung seiner Gebäude bisher wohl zu wenig beachtet wurde. Im ganzen bleibt der Versuch be-



merkwürdig, eine spannungsvolle Baugestalt, die dem sog. bürgerlichen Rundbogenstil nahesteht, unter Verwendung verschiedenartiger Renaissancepalasttypen zu entwickeln.

Der definitive Bau des neuen Museums (Abb. 5) zeigt gegenüber dem Plan eine beruhigtere Fassade. An die Stelle der gekuppelten Zwillingfenster in den ersten beiden Obergeschossen sind einfache Rundbogenfenster getreten; dadurch ergeben sich in den Seitenrisaliten durchlaufende klare Achsenbeziehungen. Das „Pulsieren“ der Fassade ist damit nicht aufgehoben, denn nun sind die Fenster differenzierter: im zweiten Obergeschoß sind sie höher und breiter, durch Brüstungsfelder und gebälkartig gestufte Bekrönungen ausgezeichnet. Das An- und Abschwellen ist fast unmerklich geworden. Das Gesimsband in seiner gliedernden Gleichstellung mit den über zwei Etagen laufenden Lisenen wird zwischen dem ersten und zweiten Obergeschoß zu einem Putzstreifen unterdrückt, der, auf die Seitenrisalite beschränkt, diese dadurch betont.

Die Wand über der Sockelzone ist nicht mehr rustiziert, sondern nur noch ganz flach und im Wechsel breit – schmal gebändert. Im Verein mit dem Gerüst aus Lisenen und Gesimsband verstärkt sich hier noch der schon erwähnte Eindruck einer selbständigen Auffassung eines Systems tektonisch wirksamer Fassadenbekleidung.

Formal völlig unscheinbar und doch als wesentliche Veränderung gegenüber dem Plan von 1842 erscheinen die 4 Porträtmedaillons in den Zwickeln der mittleren Fenstergruppe des ersten Obergeschosses. Die schüsselartigen Vertiefungen<sup>16)</sup> tragen in Stuck als illusionistisches Hochrelief gearbeitete Bildnisköpfe von Galilei, Descartes, Linné und Guericke. (Abb. 6a – 6d) Diese Auswahl erscheint nicht eben programmatisch, aber wohl einigermaßen charakteristisch für das äußerst zurückhaltende Selbstverständnis, das in jenen Jahren führende Kräfte der Universität, allen voran Vizekanzler o. Both, vom wissenschaftlichen Rang der Rostocker Akademie hatten.<sup>17)</sup> Man suchte mit dieser Auswahl wohl vor allem gute Absichten durch das Zitieren einer großen Ahnenschaft kundzutun. Beim genaueren Hinschauen ist die Auswahl subtiler. Galilei, dessen durch die „Kombination von genauen Experimenten und mathematischer Analyse“<sup>18)</sup> ausgezeichnetes Wirken von fundamentaler methodischer Bedeutung war, hatte den unbestrittenen Rang eines Vater der Naturwissenschaften.<sup>19)</sup> Descartes ist

ein Fortsetzer dieser Bestrebungen konsequenter Mathematization, empfahl sich philosophisch zugleich als Systemdenker auch durch seine Trennung in einen physikalischen und einen moralischen und religiösen Teil des Universums, wobei Gott zur notwendigen, aber nicht störenden Voraussetzung dieses Denkens gemacht wird. Guericke paßt insofern in diese Reihe, als er ein hervorragender Experimentator und Empiriker war.<sup>20)</sup> Wenn der dritte Kopf in der Reihe Linné darstellt<sup>21)</sup>, so stimmt das mit dem Charakter der Sammlungen des Gebäudes ebenso überein wie mit der Bedeutung dieses Mannes. Linné hat als Systematiker Grundlagen zur Entwicklung der biologischen Wissenschaften gelegt, ebenso aber das „metaphysische Weltbild durch sein System der Arten“ ergänzt.<sup>22)</sup> Diese weltanschaulichen Voraussetzungen einer deskriptiv-katalogisierenden Seite der Wissenschaft besaßen in Rostock Tradition: H. Fr. Link hatte sich durch ein genau darauf hinielendes Zitat aus Linnés „System der Natur“, das er seiner Beschreibung der Naturaliensammlung der Universität als Motto voranstellte<sup>23)</sup>, dazu bekannt. Roeper, Leiter der botanischen Sammlungen in jenen Jahren, „war Anhänger der idealistischen Morphologie und des Dogmas von der Konstanz der Arten.“<sup>24)</sup>

Merkwürdig ist die Reihenfolge. Wissenschaftsdisziplinen oder eine chronologische Abfolge spielen keine Rolle. Respektiert man jedoch eine der Architektursymmetrie entsprechende und durch die Orientierung der Dreiviertelprofile angedeutete paarweise Anordnung, so ergibt sich bei der Lesart Außenpaar (Galilei – Guericke) – Innenpaar (Descartes – Linné) gewissermaßen ein Fortschreiten zum systematischeren Denken. Das könnte für die Zeit ein akzeptabler Modus gewesen sein. Gemessen an ihrer inhaltlichen Bedeutsamkeit und bezogen auf die gesamte Fassade sind diese Medaillons zaghaft klein. Das liegt sicher daran, daß sie gegen ursprünglich nur ornamental gefüllte Medaillons ausgetauscht worden sind, als der Plan geändert wurde. Da Karsten und Roeper die wichtigsten Verantwortlichen für die naturwissenschaftlichen Universitätssammlungen waren, dürften von ihnen auch die Vorschläge für die Darzustellenden gekommen sein.

Das Auftreten dieser Porträtköpfe ist jedenfalls Zeugnis für den Prozeß der allmählichen Durchsetzung entwickelterer Prinzipien des Historismus als ästhetisch-künstlerische Erscheinung. Denn die Aufrufung einer historisch konkreten



Zeugenschaft oder die Ehrung für authentische Persönlichkeiten aus Geschichte und Gegenwart in dieser Form hat erst das 19. Jh. in Anlehnung an die Renaissance<sup>25)</sup> wieder entwickelt, und zwar um so intensiver es sich in der gesamten Stilhaltung auf die Renaissance orientierte.

Die Kreisform als ornamentale Zwickelfüllung findet sich bei Demmler selbst häufig, u. a. an seinem 1840–1844 errichteten Schweriner Arsenal. Das Motiv ist im sog. Rundbogenstil des Historismus weit verbreitet.<sup>26)</sup> Für die entsprechende Anwendung porträttragender Scudellen gibt es ebenfalls auch in deutschen Bauzeitschriften veröffentlichte Beispiele, die Demmler gekannt haben wird.<sup>27)</sup>

Bei den Porträts handelt es sich um realistische Wiedergaben im Sinne des Authentizitätsstrebens des Historismus. Eine Kompromißbereitschaft, Neigung zum Idealisieren im Sinne einer kunstgemäßen Verschönerung der Natur schließt das nicht aus, wie sich besonders am Galilei-Porträt zeigt. Diese Tendenz ist für die Berliner Rauch-Schule charakteristisch.<sup>28)</sup> Durch den Verlust der Bauakten ist der Name des Bildhauers nicht überliefert, aber er wird im Umkreis der später für das Schweriner Schloß arbeitenden zu suchen sein. Infrage käme der aus Rostock gebürtige Chr. F. Genschow, ein Enkelschüler Chadows und in seiner Eigenart der Rauchs Schule nahestehend, der auch für das Universitäts-hauptgebäude arbeiten sollte.

Welchen Rang Demmler selbst diesem Projekt zumaß, ist nicht bekannt. Es entstand auf dem Höhepunkt seiner Bautätigkeit. Das ließ ihn wohl einer anhaltenden fürstlichen Baulust sicher sein und ein Provisorium beginnen mit der festen Hoffnung, daß es das nicht lange bleiben werde. Großherzog Paul Friedrich, sein Gönner, hatte den Bau mit 5000 Rtl. bezuschußt, war aber im März 1842 unerwartet verstorben. Wenn es heißt, die Risse zum Gesamtprojekt seien nicht „zur Allerhöchsten Prüfung“<sup>29)</sup> gelangt, so kann sich das nur auf die Person Friedrich Franz II. beziehen. Bei dem erklärtem Interesse an Architekturfragen wäre es zumindest verwunderlich, daß die bald einsetzende Beschäftigung mit dem Neubau des Schweriner Schlosses (Juni 1842) alles andere aus dem Blickfeld des jungen Großherzogs gedrängt haben sollte. Eher wird wohl die erahnbare finanzielle Last dieses romantischen Bauabenteuers die Vollendung dieses nicht einmal selbst initiierten Projekts zunächst verboten haben.

Gelegentlich eines Besuches Friedrich Franz II. am 27. Juli 1864 wurde ihm von dem damaligen Rektor der miserable bauliche Zustand des weißen Kollegs geschildert und die Bitte um einen Neubau vorgetragen. Wie Krabbe später berichtete, sei es dem Großherzog „gleich... ein lieber Gedanke gewesen...“, daß der Universität unter seiner Vorgierung ein neues ihr entsprechendes Universitätsgebäude verliehen werde.“<sup>30)</sup> Dabei spielte wohl das 25jährige Regierungsjubiläum 1867 eine gewisse Rolle, eine vielleicht größere der lebelange Ehrgeiz des Fürsten, als Baumäzen in Erscheinung zu treten.

Die Universität legte in einer Denkschrift vom 3. Dezember 1864 ausführlich alle einschlägigen Gründe und auch die Vorgeschichte der Bemühungen dar.<sup>31)</sup> Die Hauptgründe für einen Neubau lagen nicht nur in dem schlechten Bauzustand des weißen Kollegs, sondern ebenso sehr in der zweck- und größenmäßigen räumlichen Unzulänglichkeit.

Als eine Bauuntersuchung durch den Distriktsbaumeister Wachenhusen dies bestätigte und keinerlei Umbau befürwortete „wegen der unverhältnismäßig hohen Kosten, die kaum annähernd zu bestimmen seien“<sup>32)</sup> konnten bauvorbereitende Maßnahmen eingeleitet werden.

Obleich der Bau als „Stiftung“ oder „Verleihung“ durch den Landesherrn deklariert worden war und diese Begriffe nicht oft genug als Bestätigung herrscherlicher Gnade gebraucht werden konnten, wurde die Errichtung mehr oder minder unverhohlen von der Bereitschaft der Universität abhängig gemacht, ihr gesamtes Kapitalvermögen zum Bau zu verwenden.<sup>33)</sup>

Zwar bezeichnet ein diesbezügliches Schreiben „die Einnahmen aus dem noch vorhandenen Capitalvermögen und aus den übrigen Einkünften und Hebungen im Vergleich zu dem landesherrlichen Zuschuß“ als „eine kaum in Betracht kommende Summe“, sowie das gegenwärtige Kapitalvermögen der Universität als an und für sich bedeutungslos, da ihre Existenz ja seit der Reformation auf den landesherrlichen Zusagen beruhe.<sup>34)</sup> Entscheidend war aber nicht die Relation der Einkünfte usw. für das Rechnungsjahr 1863/64 in Höhe von rund 5293 Rtl. zum landesherrlichen Zuschuß von 46 140 Rtl., sondern die für diesen Zeitraum belegte Kapitalsumme von insgesamt rund 65 003 Rtl.<sup>35)</sup> in Relation zur Gesamtbau-summe von 175 655 Rtl. Das machte mehr als ein Drittel der Baukosten aus!



Bevor nach Wachenhusens Gutachten mit der Planung, der Erarbeitung der Material- und Kostenvoranschläge sowie Bauentwurfsrisse, begonnen werden konnte, erfolgte die Einsetzung einer vom Konzil bestätigten Baukommission (Universitätsbaudeputation), die zunächst über die Grundsatzzfragen nach dem Standort, dem Charakter und der Funktion, damit also über Art und Umfang der Räume befinden sollte. Ihr gehörten der jeweilige Rektor, die Bibliothekare Prof. Roeper und Mejer, der Deputierte der Immediatkommission, Prof. H. Karsten, und Obermedizinalrat Prof. Thierfelder an. Die sicher aus mehreren Gründen wichtigste von der Baukommission zu entscheidende Frage war die nach dem Standort des Neubaus. Das Ministerium hatte, um eine kostspielige Interimslösung zu vermeiden, vorgeschlagen, den Neubau an anderer Stelle zu errichten und das weiße Kolleg auf Abbruch an Private zwecks Neubebauung des Platzes zu verkaufen.<sup>36)</sup> Dagegen sprachen von Both geltend gemachte Schwierigkeiten anderer Art: preiswerte Beschaffung eines geeigneten Bauplatzes, der gestörte Zusammenhang mit den naturwissenschaftlichen Instituten auf dem Hofgrundstück und dem Neuen Museum sowie das Schicksal des erst ca. 40 Jahre alten Bibliotheksflügels.

Baukommission und Konzil erklärten sich für einen Neubau, der sämtliche bisher im weißen Kolleg befindlichen Anstalten, auch die Bibliothek, aufnehmen sollte. Das war eine Vorentscheidung, wie sie nur auf dem Boden der beschränkten Rostocker Verhältnisse (und nicht der der Universität allein) gefällt werden konnte.<sup>37)</sup>

Das Traditionsverständnis, das bei der Entscheidung für den alten Standort und dessen Begründung den Ausschlag gab, bildete dazu sicher etwas mehr, als nur ein einfaches ideologisches Pendant. Der alte Platz wurde als „vorzüglichster“, „ja allein möglicher“ bezeichnet und Gründe geschichtlicher Ehrerbietung wie des historischen Erinnerungswertes ebenso angeführt, wie die Lage im eigentlichen Mittelpunkt der Stadt.<sup>38)</sup> Ob dieser letztere Hinweis nur historisch motiviert war oder ob auch das Gefühl für die besondere ästhetisch-städtebauliche Situation hinzukam, ist nicht zu entscheiden.<sup>39)</sup>

Man verwies jedoch auch auf den nicht nur inhaltlich wichtigen, sondern ebenso architektonisch-planerisch fixierten Anschluß des Neubaus an das Museumsgebäude.<sup>40)</sup> Schließlich führte man noch den dem Grundstück die alte Im-

munität von Stadtlasten bescheinigenden Passus des Regulativs von 1827 an – auch ein Akt spätföudal-städtebürgerlichen Denkens, dessen Voraussetzungen für beide Seiten bestimmend war. Der Stadt nämlich war unter Aufbietung aller Hartnäckigkeit daran gelegen, sich für das neu zu errichtende Gebäude die gleiche Garantie für den „Heimfall“ bescheinigen zu lassen, wie sie § 28 des Regulativs für die Vorgängerbauten (weißes Kolleg und Karstensches Haus an der Ecke Kröpeliner Straße) vorsah.<sup>41)</sup>

Von nicht minder großer Bedeutung war die Arbeit der Baukommission für die Raumplanung, durch die die Funktionen des künftigen Hauses in einem ungefähren Erwartungsrahmen fixiert wurden. Ausgehend von den Erfahrungen im Neuen Museum wurden die Auditorien um ca.  $\frac{1}{5}$  größer bestimmt. Vorgesehen wurden 1 Auditorium für 50 Personen mit einer Fläche von 800 Quadratfuß<sup>42)</sup>,

4 Auditorien für 30 Personen	Flächeninhalt	2000 Quadratfuß
2 Auditorien für 20 Personen	Flächeninhalt	600 Quadratfuß
3 Auditorien für 16 Personen	Flächeninhalt	750 Quadratfuß
1 Nebenzimmer für die Medizin	Flächeninhalt	250 Quadratfuß

sowie die Aula mit 3000 Quadratfuß „etwa von der Größe des Fürstensaales“.

Die Medizin erhielt davon nur einen Hörsaal. Von den 9 gleichmäßig an die drei anderen Fakultäten zu verteilenden erhielt die Theologie die größeren zugesprochen, doch bei Betonung gegenseitiger Benutzbarkeit (mit Ausnahme der Räume für die Medizin). Weitere allgemeine Räume waren das Konzilzimmer mit 800 Quadratfuß Größe, das Vorzimmer dazu und das sog. Professorensprechzimmer (die dann im Bau dem angedeuteten Kompromißvorschlag zufolge in eins fielen), Gerichtszimmer und Zimmer für Fakultätssitzungen. An Spezialräumen (außer Wohnungen, Karzer usw.) waren geplant: ein Münzkabinett mit Arbeitszimmer, ein Zimmer für die ethnografischen Sammlungen und Antiquitäten, zwei Lesezimmer (die wegen der Gasbeleuchtung nicht in dem strengen Sicherheitsvorkehrungen unterliegenden Bibliotheksflügel untergebracht werden durften) von 800 und 400 Quadratfuß; im Bibliothekstrakt schließlich noch ein Seminarbibliotheksraum sowie Räume für Universitäts- und Konsistorialarchiv. Das war im Vergleich zu dem nur wenig zurückliegenden Neubau des Königsberger Univer-



sitätsgebäudes durch Stüler (1857–1862) ein sicher realistisches Programm. In Königsberg ging man immerhin von einem Maximum von 500 Studenten aus, legte 20 Auditorien in der Größenordnung von 20–150 Zuhörern fest und war großzügiger in der Dotierung mit Sammlungs- und anderen Räumen für die Humaniora. Rostock hatte zur Zeit der Raumplanung aber insgesamt nur 150 Studenten und erreichte im Sommersemester 1868 den relativ hohen Wert von nur etwas über 180 Immatrikulierten.

Für Rostocker Verhältnisse gleichfalls eine glückliche Lösung stellte die Organisation der Bibliothek im Nordflügel dar, wo durch den Einzug von Zwischendecken Geschoßzahl wie Stellfläche verdoppelt wurden, letztere absolut auch gegenüber den alten Bibliotheksräumen.<sup>43)</sup> Dennoch muß hier betont werden, daß es bei den etwa gleichzeitigen deutschen Universitätsbauten vom Typ des Kollegien- oder Aulagebäudes schon keine Universalfunktion mehr gab, die Bibliotheken aus ihnen bereits ausgliedert waren.

Die Entwurfsarbeit zum Universitätsgebäude kam nicht aus einem Kopf und einer Hand. Für den Bereich reiner Architekturform zeichnete Willebrand verantwortlich. Der jenseits des Ornaments angesiedelte Bereich konkreter bildlicher Darstellung, das Bildprogramm, lag in den Händen des Archivrats Lisch, der bereits beim Schweriner Schloßbau „nach der Festsetzung der Architektur mit dem Entwurfe der Anordnung und mit der Herbeischaffung des Materials zu der historischen Ausschmückung“<sup>44)</sup> betraut worden war. Dennoch wird man sich die Zusammenarbeit für Rostock nicht einfach als Ausfüllung einer architektonischen Leerformel mit programmatischem Bildschmuck vorstellen dürfen, sondern eher als eine dieses Programm schon voraussetzende Entwurfsarbeit. In der ersten Phase wurde das Programm detailliert nur für die Fassade ausgearbeitet und zeigte stärkere Abweichungen vom ausgeführten Programm als der 1865 vorgelegte architektonische Entwurf von den endgültigen Fassaden.

Ob Willebrand in frühen Arbeitsstadien an den Demmlerschen Entwurf anzuknüpfen versuchte, ist nicht bekannt. Man kann nur von den relativ fixen Vorstellungen seines Entwurfs von 1865 ausgehen (Abb. 7). Dieser Entwurf differiert von der Ausführung erstaunlich wenig, eigentlich nur in untergeordneten Ornamentdetails sowie in modänen Nuancen des Stilhabitus, aber ohne jeden Einfluß auf die

Struktur des Baus. Geht man vom Eindruck des Gebauten aus, so ist der erste Entwurf flächiger, kleinteiliger, zugleich auch strenger.

Die Sockelgeschoßzone ist in flacher, unplastischer Bandrustika entworfen. Selbst die erhabene Quaderung der Eckpilaster zeigt eine glatte Oberfläche.<sup>45)</sup>

Die Sgraffito-Dekoration zieht sich folgerichtig bis in das Untergeschoß hinein, wo sie gleichfalls die Fenster umrahmt und die großen Zierfelder unterhalb der Vorhallenfenster bildet. Alle Sgraffito-Bänder vermeiden plastische Wirkung. Die Profilierung der Fenstergewände und segmentbogigen Fensterstürze der oberen Geschosse ist zurückhaltend.

Eine schlanke Form bestimmt auch die plastische Konzeption der relativ kleinen, schmalen, durch ihre geschlossene Silhouette Frührenaissanceskulpturen ähnlichen Standbilder. Sie stehen in ihren Nischen auf hohen, schmalen, voluten-gestützten Sockeln.

Lischs Programm war ein vom Großherzog prinzipiell genehmigtes Diskussionsangebot an die Universität.<sup>46)</sup>

Der Bedeutung des Mittelteiles der Hauptfassade als ausgezeichnetem architektonischen Ort entsprechend, bestimmte Lisch ihn dazu, „die Stiftung und Erhaltung der Universität (zu) veranschaulichen“ und baute von unten nach oben chronologisch die Abbilder des Gründers und der Konservatoren, der Stifter (hervorgehoben als ganzfigurige Standbilder), der Reformatoren und der Erhalter auf. Für den Fries schlug er die Köpfe berühmter Rostocker Professoren vor und begann die bei Tychsen und Link endende Reihe immerhin schon mit Willekin Bole, Berthold Segeberg und Albert Kranz, also drei vorreformatorischen Gelehrten. Bemerkenswert ist Lischs Wunsch, die 4 Fakultäten auf dem Fries besser als in allegorischen Figuren „in bestimmten geschichtlichen Personen“ zu haben, „z. B. Boerhave, Melancthon, Hugo Grotius, Leibnitz“. Melancthon als Vertreter der Theologie war durchaus passend wegen seiner Verdienste um die Neugründung der reformierten Landesuniversität. Sicher meinte Lisch vor allem den Melancthon der Wittenberger Universitätsstatuten, die „Fakultät und alle Professoren der Theologie auf die reine unverfälschte Lehre im Sinne der Augsburgischen Konfession von 1530“<sup>47)</sup> usw. verpflichteten, den Verfechter des Gottesgnadentums,



den Mann also, auf den sich auch die neulutherische Orthodoxie berufen konnte. Und sicher sah er ihn ebenso sehr um seiner Bedeutung als Humanist und Pädagoge willen. Dann würde die Wahl Grotius' erklärlicher, eines Hauptvertreters der Naturrechtslehre, der eine Volkssouveränität und das Recht des Widerstandes gegen den Despotismus anerkannte und das Gottesgnadentum ablehnte. Mit diesem Ideologen einer bürgerlichen Frühaufklärung, der für die „Freiheit der Meere“ eintrat, bekam das Programm eine nun deutliche Wendung zum Bürgertum, zur Stadt Rostock. Bemerkungen zu Leibnitz kann man sich sparen. Mit ihm ist dieses Linie eines gewissermaßen das fürstliche kreuzenden bürgerlichen Programms, das Lisch an der Fassade zu installieren gedachte, fortsetzbar. Es reicht auch über den ausdrücklich als „Bibliotheksgiebel“ bezeichneten Seitengiebel.

Sehr wichtig ist auch, daß Lisch dort den umfassenden Bereich der philosophischen Fakultät („ein loses Aggregat nicht zu den drei übrigen Fakultäten gehöriger akademischer Lesegegenstände“<sup>48</sup>) in „zwei Wirksamkeiten“, entweder allegorisch als Astronomie (Himmel) und Botanik (Erde) oder personifiziert in Copernicus und Linné (!) fortsetzen will und sich im Provinziellen auszuweiten denkt durch Namen, die ihren spezifischen Bezug zu Rostock haben. Darunter ist S. G. Vogel, der Begründer des Seebades Doberan und Leibarzt des Herzogs, und v. Both, der auf die „Wissenschaftsseite“ des Baus gezogen wird. Wenn F. Chr. L. Karsten „wegen des Landbaus“ einen posthumen Ruhmestitel erhält – gleichsam zur Wiedergutmachung für seine zu Lebzeiten nie offiziell unterstützten Bestrebungen – so ist das ein liebenswürdig hintersinniger Zug in Lischs Programm.

Mit der Hierarchie der Fassadenordnung mußte Lisch allerdings in Konflikt kommen. Zur Unterbringung der allegorischen Figuren von Schriftstellerei und Buchdruckerei resp. der stattdessen stehenden Persönlichkeiten Columbus und Gutenberg blieben ihm nur Standbildnischen, wie sie an der Hauptfassade den fürstlichen Stiftern vorbehalten waren. Ob das Kühnheit war, ob Verlegenheit – jedenfalls wurde es durch Willebrands Entwurf unterstützt und nicht korrigiert. Die allegorisch verkörperte Disziplin und die zugeordnete historische Persönlichkeit scheinen hier nicht zur Deckung zu kommen. Gutenberg und Buchdruckerei stimmten überein und für Bibliothek mochte das stehen. Aber

Schriftstellerei und Columbus, der für Museum stehen sollte – das ließ den Sinnbezug vermissen.

Die Gefahr, daß bei diesen Alternativangeboten von Allegorie oder historisch konkreter Persönlichkeit (oder Szene) letztere selbst in eine allegorische Rolle gedrängt wurde, deren Allgemeinheit ihrer Individualität widersprach, war groß und ist in der bürgerlichen Kunst des 19. Jahrhunderts nie überwunden, eher sogar als Möglichkeit bewußter, enthistorisierend wirkender Idealisierung offengehalten worden.

Man spürt hier vielleicht am deutlichsten die Kompromißbereitschaft im Denken Lischs. Sein Historismus positivistischer Orientierung ist offenbar spezialistisch. Damit ist auch die arbeitsteilig geprägte Stellung Lischs gegenüber den Ikonographen und Programmachern etwa des Barock genauer zu bestimmen. Er ist ein bürgerlicher gelehrter Berater, dem das Gefühl für die Einheit seiner Ideen und der ästhetischen Präsentation vermittelt der Architektur bereits fehlt, der schon nicht mehr in jenen Topen gleichsam vorwissenschaftlicher Metaphorik und Anschaulichkeit zu denken vermag, denen z. B. das barocke Allegorienwesen seine Fruchtbarkeit verdankt, und dem es auch um einen ganz anderen Wert geht: um die durch das historische Detail, die Authentizität der Überlieferung befestigte Legitimität. Das bedeutet nicht, das es solche Programmacher im 19. Jahrhundert nicht noch gegeben hätte; es gab sie indirekt auf der Seite der fürstlichen Baudirektanten<sup>49</sup>) wie vor allem auf der Seite der Architekten und Künstler selbst, wie das Beispiel Semper zeigt.<sup>50</sup>)

Vizekanzler v. Both versuchte in seinem Übersendungsschreiben an Rektor und Konzil die Vorschläge Lischs zu präjudizieren. Er wünschte eine „einfache und großartige“ Verzierung, die vielen kleinen Köpfe (die dazu noch die Schwierigkeiten der Wahl böten) seien „nicht recht geeignet“. Geltenlassen wollte er nur den Bischof von Schwerin über der Hauptpforte. Dagegen schlug er für die Wandnischen des Mitteltraktes die Stifterstatuen und auf dem Fries die der Reformatoren und Erhalter vor. Im Seitengiebel wünschte er auf dem Fries und in den Nischen die 4 Fakultäten ausdrücklich aus Sparsamkeitsgründen in allegorischen Figuren.<sup>51</sup>) Boths Äußerungen zeugten mindestens von ästhetischer Unbedarftheit, auch wenn er die Frage stellte, „wie



die großen und die kleinen Statuen unter die Facultäten zu vertheilen wären". Seine schlichte Trennung in eine „Fürsten-“ und eine „Wissenschafts“-Fassade hatte wohl die selbe Wurzel. Andererseits taktierte er auch mit seiner Einsparhaltung, um das Projekt nicht von vorn herein zu gefährden.<sup>52)</sup>

Die Baukommission der Universität kam in ihrer ersten Beratung über die Vorschläge Both mit einer gewissen Diplomatie entgegen, indem sie die Trennung in die fürstliche Repräsentation auf der Hauptfassade und die der Wissenschaft auf der Seitenfassade unterstützte.<sup>53)</sup>

Doch erschien es ihr angeraten, „daß bei einer die Geschichte der Stiftung in Erinnerung bringenden Ausschmückung auch an die in ihrer Art einzige Stellung erinnert werde, welche die **Stadt** zu derselben, u. noch bis 1827 zur Universität überhaupt eingenommen hat, und sie proponiert dafür, an genannter Stelle (Im Fries des Mitteltraktes. P. P.) die Köpfe desjenigen Rostocker Bürgermeisters, der vorzugsweise an der Stiftung Antheil gehabt hat (Katzow), u. etwa des ersten Rectors (M. Steenbecke) anzubringen“.<sup>54)</sup> Da sie sich gegen allegorische Figuren aussprach und die vorgeschlagenen historischen nicht akzeptierte, wünschte sie, daß am Giebel „die Geschichte der Universität und zugleich die vier Facultäten“ berücksichtigt werden durch die Standbilder von Caselius und David Chytraeus und als große Köpfe darüber Cothmann und Bording, sowie konsequenterweise im Giebel das Rostocker Stadtwappen. Im Anschluß an Both hatte sich die Majorität gegen Köpfe im Fries (an Front und Giebel) ausgesprochen, eine Minorität sie dagegen wegen ihrer geschichtlichen Bedeutung und als dem Baustil angemessen verteidigt. In gleichem Zuge wollte sie aber die Reformatoren und Erhalter ebenfalls als Statuen, und zwar auf dem Fries, dargestellt wissen.

Die Tendenz der Vorschläge der Universität ist deutlich. Erstens beinhaltet sie die auch später konsequent behauptete Ablehnung der Allegorie, zweitens eine bemerkenswerte Gerechtigkeit den historischen Verdiensten der Stadt gegenüber. Die Majoritätsentscheidung gegen eine Vielzahl von Wissenschaftlerporträts zeugt wohl am ehesten noch von einem mangelnden historischen Einschätzungsvermögen. Dagegen war der Repräsentationsanspruch der Feudalität wesentlich leichter zu gewinnen. Dies war wohl der wirk-

liche Grund, deswegen auch Lischs Vorschläge verworfen wurden. Übrig blieben nur die gleichsam gesicherten Fakultätsrepräsentanten der reformierten Universität, Caselius und D. Chytraeus, Cothmann und Bording – wobei unorthodoxerweise die Vertreter von Theologie und Philosophie für die Nischen bestimmt wurden. Im Ganzen machte sich ein provinzieller Gesichtskreis geltend, den nur die lokale Wissenschaftsgeschichte interessierte und dem der von Lisch weiter gesteckte Rahmen unbehaglich war. So mußten Grotius und Leibniz als Vertreter der bürgerlichen Aufklärung fallen,<sup>55)</sup> und wenn schon der Blickwinkel sich verengte, dann mochten Chytraeus und Bording für Melanchthon und Boerhave stehen.

Nach dem Meinungsaustausch aller entscheidenden Parteien<sup>56)</sup> wurde das Ergebnis in zwei kleinen Fassadenskizzen Willebrands eingetragen und in einem erläuternden Text festgehalten, der mit den Marginalien von Boths Hand (die möglicherweise die großherzogliche Meinung wiedergeben) bis auf geringfügige Abweichungen das endgültige Programm der Fassaden fixiert.<sup>57)</sup>

Die wichtigsten Ergebnisse waren: erstens die Durchsetzung aller von Lisch proponierten allegorischen Figuren aus Sparsamkeitsgründen<sup>58)</sup>; zweitens die Unterbringung der Fakultätsallegorien als Statuen und der vier Fakultätsvertreter als Köpfe im Fries, so daß sich die ursprünglich von Lisch beabsichtigte Durchkreuzung von fürstlicher und Wissenschaftspräsentation wieder ergab, wenn nun auch als hierarchische Unterordnung der letzteren unter die erstere. Drittens ergab sich zugleich durch das Hinüberziehen der Standbilder der Reformatoren Johann Albrecht I. und Ulrich auf die Giebelfront eine Erweiterung der fürstlichen Repräsentation, was von der Warte des Stifters aus deren „Aufwertung“ bedeutet haben mußte, andererseits erfolgte auch eine Bereicherung durch das Porträt Tychsens im Fries. Dem Ministerium gegenüber betonte Both: „Mit der Hereinziehung der Stadt Rostock nach dem Erachten der Conciliar-Deputation konnten wir uns nicht einverstanden erklären, da die Stadt von Anfang an feindselig gegen die Universität aufgetreten ist und bei ihrer Teilnahme an der Stiftung lediglich ihr eigenes Interesse im Auge gehabt hat“.<sup>59)</sup> Da aber in den Marginalien Steenbecke und Katzow gemäß Lischs Vorschlag doch wieder nominiert wurden, muß man die Kenntnisnahme von der endgültigen Meinung des Großherzogs, die das ausdrücklich dahin korrigierte, für diese Randbemerkungen voraussetzen.<sup>60)</sup>



Bestehen bleibt die Entstellung der geschichtlichen Tatsachen, die emotional durch die Reibereien mit der Stadt um Rechtsfragen des Neubaus provoziert sein mochte.

Lischs Anteil an diesen Schlußkorrekturen bleibt unklar. Der Ersatz der Allegorien der Schriftstellerei und Buchdruckerei durch die der Astronomie und Geschichte entsprach in veränderter Form Lischs Idee mit Astronomie und Botanik (Himmel und Erde).

Die Vertauschung der Plätze von Philosophie und Jurisprudenz (sowie der ihnen zugehörenden Fakultätsvertreter im Fries) ist wohl einfach die Korrektur eines Lapsus, nicht aber einer bewußten antidogmatischen Gleichstellung von Philosophie und Theologie (etwa im Sinne von Kants „Der Streit der Fakultäten“); das erklärte dann auch die deutliche Kennzeichnung der beiden mittleren Allegorien auf Willebrands ausführlichem Fassadenentwurf von 1865 als Religion und Philosophie zum bloßen Irrtum eines „ungebildeten“ Architekten.

Zusammen mit dem Bildprogramm für die Fassaden hatte Lisch auch eines für die Aulaausschmückung verfaßt, in allgemeinerer Form und mit mehr Alternativen. Es wurde aber zunächst nicht Diskussionsgegenstand, da Willebrand zur Erreichung der limitierten Bausumme u. a. auch 6000 Rtl. „für Kunstmalerie in der Aula“ strich.<sup>61)</sup> Ein knappes Jahr darauf lag ein detaillierterer Ausgestaltungsplan Willebrands mit dazugehöriger, leider nicht erhaltener Orientierungszeichnung vor.<sup>62)</sup> Wie es zu dieser Wiedervorlage und Weiterbearbeitung eines bereits gestrichen schienenen Projektes kam, muß unbeantwortet bleiben.<sup>63)</sup> Es ist wahrscheinlich, darin den Ausdruck fürstlichen Repräsentationsdranges zu sehen. Eine Parallele am Außenbau wäre dann die Bereicherung der ursprünglich einfacheren Sgraffitodekoration um die Schmuckelemente mit den Tugendtafeln.

Für Lischs Vorschläge bezüglich der Gegenstände der Wandbilder war wiederum das weite Pendeln zwischen recht allgemeinen Szenen („große wissenschaftliche Weltbegebenheiten, entweder aus den 4 Jahrhunderten der Universität . . . oder aus den 4 Fakultäten“) und solchen konkreter Historie („4 Hauptscenen aus der Geschichte der Universität Rostock“) bezeichnend.

Willebrands Plan, der deutlich auf dem von Lisch fußt, ist nur insofern konkreter als dieser, weil er fast keine Alter-

nativen besitzt; konsequent historische Szenen in allen Längswandfeldern sieht sein Programm nicht vor.

Die Bemerkung, daß die Darstellung der 4 Fakultäten – ein Standardprogramm für Universitätsbauten, wie sich versteht – „aus der heiligen und profanen Geschichte des Altertums“ zu nehmen sei, ist fast eine Art Topos, der auch bei Stüler in der Autorenzension seines Königsberger Universitätsbaus bei der Erwähnung vorgesehener Aulawandbilder gebraucht wird.<sup>64)</sup>

Diese Formulierung wie auch die frühere Lischs von den „großen wissenschaftlichen Weltbegebenheiten“ läßt die Frage nach dem Charakter der hier vorgestellten Malerei aufkommen. Hätte es eine pseudorealistische Ideenmalerei im Stile Wilhelm von Kaulbachs werden sollen, der ein Publikumsliebbling der Periode des Nachmärz bis zum Beginn der Gründerzeit war, der nicht Geschichte schlechthin malte, sondern „den Geist Gottes in der Geschichte“? Für die von Willebrand vorgeschlagenen Szenen der Universitätsgeschichte wird man an einen Kostüm- und Porträtrealismus vom Stile der Ahnengalerie des Schweriner Schlosses denken dürfen. Und die Darstellung der Grundsteinlegung war der aus dem Historismus gefolgerte Versuch der Fortsetzung von Geschichte bis in die Gegenwart, des Ereignisbildes als Fortsetzung der Historienmalerei.

Ein Belegstück für die Richtung, in die hier künstlerisch gedacht worden war, sind die drei für die Lünettenfelder der Emporenrückwand gedachten Darstellungen der Geschichte, Religion und Poesie, die Willebrand in der Wandabwicklung recht ausführlich angedeutet hatte (Abb. 9). Es sind nach spätnazarenischem Muster zurechtgemachte Allegorien, die kurzerhand seitenverkehrt nach den Deckenlünetten im Sagenzimmer des Schweriner Schlosses (Abb. 10) kopiert worden waren.

Man brauchte über ungemalt gebliebene Malerei kein Wort zu verlieren, hätten diese Vorschläge in einer Folge von Baukommissionssitzungen nicht ein merkwürdiges Schicksal erfahren.

Zunächst wünschte man das Fakultätensujet innen nicht wiederholt zu sehen; dann wandte man sich überhaupt gegen die von Willebrand vorgeschlagenen „symbolischen Bilder“ – wozu eindeutig die Fakultätsdarstellungen gerechnet werden –, da „dergleichen Bilder nur in den allerseinsten Fällen, selbst wenn sie von stets guten Meistern



ausgeführt sind, sich über das Triviale erheben, – u. ferner daß es nicht erwünscht sein kann, Bilder in der Aula zu haben, die für den Beschauer erst noch eines Commentars bedürfen würden“.<sup>65</sup>) Daher wurde statt der Allegorien der Emporenwände zunächst eine neutrale, arabesken- oder teppichartige Malerei vorgeschlagen und später präzisiert, dort in einer Art ornamentaler Verwobenheit „die Namen sämtlich bisher in Rostock angestellt gewesen(er) bzw. noch angestellter Professoren anzubringen“.<sup>66</sup>) Man wandte sich auch gegen Bilder – Porträts oder andere – im Fries, weil sie schlecht zu sehen seien und sie „hier weniger, als bloße Rosetten, eine künstlerische Harmonie hervorzubringen scheinen“.<sup>67</sup>)

Aus der Ablehnung symbolischer Kunstwerke ergab sich zwar logisch die Forderung nach historischen Darstellungen, vorausgesetzt aber, daß sich geeignete Darstellungsgegenstände finden ließen sowie „dieselben künstlerisch schön ausgeführt werden“. Bei Unerfüllbarkeit einer dieser Bedingungen sei besser auf die Wandmalerei zu verzichten.<sup>68</sup>) Die methodische Pedanterie, mit der hier systematisch Einschränkungen formuliert wurden, war gewiß dem akademischen Stil entsprechend. Aber dahinter steckte nicht nur ein an klassizistischen Normen gebildeter Geschmack. Ein Jahr vorher war schließlich schon einmal für Allegorien an den Fassaden gegen die Vorschläge der Universität entschieden worden, so daß sich diesmal die Meinung auf ein „alles oder nichts“ zuspitzte.

In den zwei folgenden Sitzungen wurden die darzustellenden Szenen sowie die zur näheren Charakterisierung derselben nötigen Fakten (Ort, Handlungsmoment, Hauptpersonen) bestimmt. Dabei stützte man sich auf die Autorität Krabbes, dessen universitätsgeschichtliche Darstellungen eine willkommene Grundlage waren.

Folgende Ereignisse wurden vorgeschlagen:

- Inauguration der Universität 1419 in der Rostocker Marienkirche;
- Übergabe der Konkordanz-Formel 1563 seitens der Herzöge an Stadt und Universität (Begründung des Kompatronats);
- Einzug der Herzöge Johann Albrecht II. und Adolf Friedrich I. nach ihrer Rückkehr aus dem Exil 1632;
- Gründung der Universität Bützow durch Herzog Friedrich;

- Übersiedlung der Universität nach Rostock und Wiedervereinigung unter Friedrich Franz I.;
- Grundsteinlegung zum neuen Universitätsgebäude 1866 oder ein Vorgang vom Einzug des Großherzogs 1827 (Begründung des alleinigen landesherrlichen Patronats).

Der Leitgedanke dieses Programms liegt außerhalb der Universitätsgeschichte als Korporations-, Institutions- oder Wissenschaftsgeschichte, aber innerhalb der Geschichte ihrer Abhängigkeit vom Landesherrn, als dessen Geschöpf sie erscheint. Diese Servilität ging soweit, einer abstrakten historischen Kontinuität (vollzogen im Raum der Ästhetik) willen selbst auf die Hereinziehung von Ereignissen nicht zu verzichten, die mit der Universität nichts zu tun hatten: der Einzug der Herzöge 1632 nach dem Abzug der Wallensteinschen Truppen. Im offensichtlichen Gefühl der mißlichen Situation, in der man sich damit befand, erklärte man zwar entschuldigend, daß „ein angemessener Gegenstand aus dem **engeren** Leben der Universität im Laufe des 17ten Jahrhunderts... nicht gefunden“ worden sei. Dennoch konstatierte man mit gleichem Federzug eine „besondere Bedeutung“ dieses Aktes, „insofern... die Universität... während der Zwischenherrschaft den vertriebenen Landesherren – im Unterschied von der Stadt Rostock – sehr anhänglich geblieben war“.<sup>69</sup>) Die Gründung der Universität Bützow wurde bezeichnet „als Moment von welchem her die durch die Landesherren u. die Stadt genommene u. mit Liebe geförderte Regeneration der Universität“ datiere.<sup>70</sup>) Das war kein diplomatisches Kunststück, um etwas darstellenswürdig zu machen, das war die schlichte Konsequenz einer teleologischen Geschichtsbetrachtung, die zwar nicht gleich den „Geist Gottes“, so doch den Geist des Gottesgnadentums in der Geschichte gemalt zu sehen wünschte. Die Analyse der detaillierteren Angaben bewiese einmal mehr, daß es sich bei dieser Art Historismus um einen schlechten, positivistischen handelt, der mittels einer durch Porträt- und Requisitengenauigkeit als schon erreicht erachteten Authentizität zu wirken gedachte, mittels einer künstlerischen Als-ob-Konstruktion zeigen wollte, „wie es wirklich gewesen ist“.<sup>71</sup>)

Das Konzil nahm zum Ergebnis der 4 Baukommissionsitzungen Stellung und entschied sich mit Stimmenmehrheit sowohl gegen ausschließlich historische wie gegen verschiedenartige Darstellungen und verwies anderer Differenzen wegen die Angelegenheit zwecks neuer Vorschläge an die



Baukommission zurück.<sup>72)</sup> Büsten oder Statuen in den Wandfeldern, zwei Ersatzvorschläge aus dem Kreise der Konzilsmitglieder, wurden ebenfalls abgelehnt. Statt der Porträts im Fries schlug man im Anschluß an die beiden Fürstenbildnisse der Stirnwand möglicherweise noch die Darstellung von Herzögen oder (wiederum als Fakultätsvertretern gedachten) Wissenschaftlern vor – das bedeutete gleichfalls eine Wiederholung der am Außenbau Abgebildeten. Damit wurde das Schicksal des Projektes besiegelt.

Das Konzil vom 12. August 1867 schloß „sich der Meinung der Commission an, daß von den bisher gemachten Vorschlägen keine zu acceptieren sei, sondern ihnen gegenüber es besser erscheine die betreffenden Wände ungeschmückt zu lassen“.<sup>73)</sup>

Mit den Festlegungen des Großherzogs wurde endgültig der Schlußstrich gezogen.<sup>74)</sup> Sie bestimmten, auf den Wandfeldern der Stirnseite ihn selbst und Herzog Johann III. als Mitstifter der Universität<sup>75)</sup> in lebensgroßen Bildnissen darzustellen, in den 16 Feldern des Frieses unter der Decke aber die Medaillonbildnisse der bedeutendsten Professoren der Universität (4 von jeder Fakultät). „Die Langwände“ sollten „zunächst nur ganz einfach in der Weise hergestellt werden, daß die Ausfüllung derselben mit historischen Bildern für den Fall möglich bleibt, wenn dieselbe Allerhöchst beschlossen werden sollte“.<sup>76)</sup>

Dieser Beschluß kam nie. Obwohl in den der Bismarckschen Reichseinigung nachfolgenden Dezennien die herrschenden Schichten und Klassen inflationistisch schlechte Propagandakunst zu ihrem Ruhme produzieren ließen – hier hatten der Parteienstreit mit seinen noch nicht genügend durchschaubaren Hintergründen und die Unzulänglichkeiten des Stoffes die Sache selbst unmöglich gemacht. Die Festlegung der geforderten 16 Fakultätsvertreter ging in kurzer Frist vorstatten, wobei es in den Fakultäten zu Vorüberlegungen kam,<sup>77)</sup> die der Baukommission zur Grundlage der mit geringfügigen Abweichungen bestätigten Auswahl dienten.<sup>78)</sup> Es ist hier nicht der Ort zu einer wissenschaftsgeschichtlichen Einschätzung dieser Auswahl. Immerhin fällt das Bemühen um Ausgeglichenheit und Objektivität auf, insbesondere bei den Theologen, unter denen sich mit Quistorp und H. Müller ja zwei der bedeutendsten Frühpietisten befinden, und auch bei den Juristen, wo mit Weber und Mühlenbruch jüngere Gelehrte gewählt worden waren, die gegensätzlichen Rechtsschulen anhängen.

Die bemerkenswerteste Entscheidung des Konzils vom 22. Juli 1867 war die mit Stimmenmehrheit abgelehnte Forderung nach ausschließlich historischen Gemälden in den 6 großen Wandfeldern.<sup>79)</sup> Wie konnte sich ein solcher Gegensatz zur doch wohl einhelligen und mehrfach bekräftigten Meinung der Baukommission ergeben, nur historische Darstellungen zu wählen? Die vorauszusetzenden individuellen Einstellungen sind nicht aufklärbar. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit hat, daß hier keine Entscheidung aus ästhetischer Gegnerschaft zum Prinzip eines mit dieser Art Historizität korrelierenden Realismus vorlag. Hypothetisch wäre der Beschluß der Konzilsmehrheit begründbar mit dem Erschrecken darüber, die Wände mit historisch getreuen Abbildern von Vorgängen geschmückt zu sehen, deren Provinzialität, Kleinlichkeit, ja historische Absurdität in deutlichem Gegensatz zur mindestens stillschweigend lebendigen Forderungen nach dem „großen Gegenstand“ sich befanden. Wenn es auch, wie in dem Vorschlag des liberalen (!) Juristen v. Bar, die Wandfelder mit kolossalen schwebenden allegorischen Einzelfiguren zu schmücken,<sup>80)</sup> den Versuch gab, die „platte Misere“ mit der „überschwänglichen“ wenn nicht zu vertauschen, so immerhin zuzudecken, wagte doch niemand, den auf der „historischen Treue“ der abzubildenden geschichtlichen Vorgänge fest basierenden Vorschlägen der Baukommission begründet etwas anderes entgegenzusetzen. Der Verzicht auf die Wandmalerei gab aber dem Architekten die Möglichkeit, die Allegorie als Teil der allgemeinen Baudekoration in platter Form wieder einzulassen.

Die Zahl der in den Programmen unberücksichtigten, doch in offensichtlich programmatischer Absicht verwendeten Symbole ist klein. Der Grund mochte sein, daß Programm- und Architekturentwurf nicht in idealer Weise in einer Hand lagen, so wie das z. B. von Semper bekannt ist.<sup>81)</sup>

Das einzige übergreifende Sinnzeichen, das wie eine Kennmarke außen und innen auftaucht, ist die Eule als offensichtliches Symbol der Weisheit.<sup>82)</sup> „Seit dem 19. Jh. ist die Eule Signet zahlreicher gelehrter Gesellschaften . . . , Lehranstalten, wissenschaftlicher Verlage . . . Auch in der Ikonographie des Museums spielt sie eine Rolle“.<sup>83)</sup> In Rostock schmückt sie mit erhobenen Flügeln die Kapitelle der Portalsäulen (Abb. 11); in der Sgraffito-Dekoration der Hauptfront sitzt sie unterhalb der hängenden Tafeln mit den Tugendnamen in gleicher Stellung auf einer Girlande (Abb. 12); in der Aula schließlich ist sie in den Pilaster-



stuhlfüllungen der Prudentia-Figur zugeordnet (Abb. 29)<sup>84</sup> und sitzt zu Füßen der allegorischen Gestalt der Philosophie über dem südlichen Portal.

In der Sgraffito-Dekoration treten dazu noch Sphinx und Greif, die abwechselnd über den Tafeln mit den Tugendbezeichnungen lagernd dargestellt sind. Obwohl Semper schon 1848 von der nicht notwendig vorhandenen symbolischen Bedeutung solcher Dekorationsdetails sprach<sup>85</sup>, scheint sie bei dem Autor der Sgraffiti, dem Schnorr- und Cornelius-schüler Max Lohde gegeben. Der Sinn beider Gestalten ist entsprechend dem vielfachen historischen Bedeutungswechsel nicht ganz eindeutig. Die Sphinx kann als Verkörperung des Rätselhaften, noch Unklärten, Unaufgelösten gelten, was sie in übertragener Bedeutung zum Wächtersymbol macht. Das deckte sich wiederum mit der Rolle des Greifen, der zudem auch auf Tugenden hinweist. In der Sgraffito-Dekoration läge damit also ein verhältnismäßig geschlossenes Beziehungsgefüge von einem den Emblemata ähnlichen Charakter vor.

Die nochmalige Verwendung des Greifen in Protomenform an den Pilasterkapitellen der Aula kann kaum als Allusion auf das Rostocker Wappentier gemeint sein. Hier verliert sich die Bedeutung im Unverbindlich-Dekorativen.

Ein wichtiges ergänzendes Element im Bildprogramm der Fassade sind die auf den ornamental eingefassten, hängenden Tafeln in der Sgraffito-Dekoration zwischen den Fenstern des dritten Obergeschosses eingeschriebenen 10 Namen von Tugenden. (Abb. 12) In der Reihenfolge von links nach rechts standen auf dem linken Trakt Pietas – Fides – Probitas – Justitia – Diligentia<sup>86</sup>, auf dem rechten Prudentia – Modestia – Patientia – Temperantia – Sapientia. Was hier als akademische Tugenden bezeichnet wurde<sup>87</sup>, ist eine Zusammensetzung aus drei von 4 Kardinaltugenden (Temperantia, Prudentia, Justitia), einer der 4 christlichen Haupttugenden (Fides), einer der durch Thomas von Aquin inaugurierten intellektuellen Tugenden (Sapientia) und der bei Prudentius vorkommenden Patientia. Bezeichnend, daß man meinte, neben dem Glauben noch die Frömmigkeit als eine nicht primär Gott, sondern der vermittelnden Institution Kirche, ihren Dogmen und Riten gegenüber eingenommene Haltung, aufnehmen zu müssen. Mit Probitas, Diligentia und Modestia gehört Pietas zu keinem der kanonisch gewordenen Tugendsysteme.

Aber durch ihr Bedeutungsspektrum<sup>88</sup> fügen sich diese vier zu einer im Sinne geforderter Staatsdienerschaft resp. Untertanentreue geradezu idealen Ergänzung zusammen. Im übrigen scheint auch hier ein durch die Architektursymmetrie sich ergebendes paarweises Aufeinanderbezogensein zu gelten, wodurch – unabhängig von einer Hierarchisierung – sich von außen nach innen folgende Paare ergeben: Pietas – Sapientia, Fides – Temperantia, Probitas – Patientia, Justitia – Modestia, Diligentia – Prudentia!<sup>89</sup> Auch für das ästhetische Wesen des Historismus scheinen diese Inschriftentafeln charakteristisch: Durch sie wird nun verbal-begrifflich an etwas erinnert, das ehemals noch in bildhaft-sinnlicher Ausprägung dargestellt wurde.<sup>90</sup> Hier werden rationale Komponenten wirksam, die sich schon früh in der aufklärerisch orientierten Architektur des Klassizismus finden, wo Texte (bei großer Allgemeinheit der bildlichen Darstellungen) eine nicht unbedeutende Rolle spielen.<sup>91</sup> Diese Tendenz wird durch eine entwickelte, konsequente Neurenaissancearchitektur aufklärerisch-utopischer Richtung – Frühphase Sempers, bes. Polytechnikum Zürich<sup>92</sup> – fortgesetzt. Es gibt aber aus dem Umkreis späterer Museums-, Hochschul- und Wissenschaftsbauten solche, bei denen nur verbale Abkürzungen von dem übrig bleiben, was einmal in Bildprogrammen ausgeformt worden war.<sup>93</sup> Für das als unverzichtbar angesehene Allegorienwesen schwanden nicht nur die allgemeinen kulturellen Voraussetzungen, weshalb es verbal gestützt oder ersetzt werden mußte; es war gegen den Sinn eines fortschreitenden Historismus.<sup>94</sup>

Die Fassaden des Universitätshauptgebäudes sind sog. Querschnittsfassaden, die wesentlich die dahinterliegende Raumstruktur spiegeln. Dieses im Ansatz funktionelle Prinzip verbindet sich insbesondere an der Hauptfassade mit der Maskierungstendenz. Aber Maske ist hier nicht so sehr die Verkleidung einer andersartigen Raumstruktur, sondern vielmehr die Kostümierung für eine bestimmte gesellschaftliche Rolle.<sup>95</sup>

Der langgestreckte 4-geschossige Baukörper von 15 Achsen hat eine eindeutige Horizontaltendenz, der nur in dem vertikal organisierten und höheren Mittelrisalit von 3 Achsen Breite entgegengewirkt wird. Die Möglichkeit, dieses Risalit seiner Bedeutung nach eventuell auch plastisch aktiver auszubilden, war durch die vorgegebenen Baufuchtlinien nicht gewährt.<sup>96</sup> Die Feingliederung (Abb. 13 und 14) differenziert



sich etwa mit der Anreicherung des Dekors von unten nach oben und von den Seiten zur Mitte hin. Es gibt eine anhebende, doch kaum abweisende Funktion der Sockel- und Rustikazone. Die Pilaster wirken zusammen mit den Friesen vor allem als Rahmen. Das unterstreicht die Stabilität der Wand. Deren Struktur folgen auch die von flachen, aber „tragenden“ Bögen überwölbten Fenster der Obergeschosse. Die beiden einzigen Säulen – am Portal – besitzen keine echte konstruktive Bedeutung mehr.

Der Reichtum der Formziegel an den Fenstern der beiden obersten Geschosse bestätigt die sich in anderer Weise im Mitteltrakt fortsetzende Tendenz zu jener den Bauten des späten Historismus nachgesagten Kopflastigkeit, sieht man sie mit der Sgraffito-Ornamentik in der oberen Zone zusammen.

Ursprünglich spielte die Farbe eine differenziertere Rolle, als heute durch Alterung und vergröbernde Renovierungen noch sichtbar ist.

Nicht allein der gegenwärtig betonte Kontrast zwischen dem Rot der Formziegel und dem Gelbweiß der glatt verputzten Wandflächen war entscheidend, hinzu kam die als dunkelbraun bezeichnete Farbe der Sgraffito-Dekoration, deren Reste heute blauschwarz erscheinen.<sup>97)</sup> Einheitsstiftend war auch der überwiegend rötliche Ton des Nebraer Sandsteins am Portal (mit gelblichem Stein u. a. für die Lünettenzone kombiniert), sowie die ursprünglich durch Zusätze gleichfalls rötlich gefärbte Putzquaderung des Erdgeschosses. Der Palmettenfries unterhalb des Hauptfriesgesimses, offenbar ebenfalls in Sgraffito-Technik ausgeführt, war hell (gelblich-rosa?) vor rotem Grund und hatte durch diese Umkehr eine vermittelnde Funktion. Diese Farbumkehr Grund-Muster soll auch die Sgraffitierung der Wandflächen der unteren Zone gezeigt haben.<sup>98)</sup> Neben reiner Materialfarbenwirkung gab es, außer bei der Sgraffitierung, keine Bemalung, so daß im Wortsinn nicht von Polychromie gesprochen werden kann. Der frische Bau muß dennoch aufgrund der Materialfarbigkeit eine prunkende Wirkung gehabt haben, die seine Bedeutung unterstrich.

Die Frage, ob das die Farbigkeit bedingende Material über seinen technischen und ästhetischen Wert hinaus eine Bedeutungsfunktion besitzt, muß verneint werden. Seine Verwendung ist durchaus eklektisch. Es gibt Materialverwendung im Sinne idealistischer Materialästhetik, bei der sich erst aus dem „Sieg der Form über die Materie“

(Aristoteles) die Bedeutung ergibt und das Ersatzmaterial bedeutungsmäßig-ästhetisch die Stelle des Originalmaterials einnimmt, vor allem bei der Putzrustika in der Farbe des Sandsteins, aus dem die Quaderung wohl ursprünglich gedacht war. Das vorwiegende Zuneigen zu einer idealistischen Materialauffassung macht sich aber auch bei den bau- und stiltypischen Terrakottateilen bemerkbar. Mit ihnen ist zwar „das Material... auf die Seite der Kunst gerückt“<sup>99)</sup>, aber nur weil es durch Form veredelt ist. Mit einer modernen Materialästhetik hat das nichts zu tun.<sup>100)</sup> Die gelegentliche Kombination der gelblichen Sandsteinteile mit Zementguß an einigen untergeordneten Stellen sowie das Vorzeigen des roten und gelben Backsteins am Giebel des Mittelrisalits sind ästhetisch gefühllos, auf den rohen Effekt berechnet.

Das Sgraffito gehört zu den bedeutendsten der im Historismus aus der Renaissance erneuerten Techniken, das sich wegen seiner technologischen Einfachheit und Dauerhaftigkeit für den Außenbau besonders eignete.<sup>101)</sup> Nicht zuletzt deswegen gehörte die Sgraffitierung der Fassaden des Universitätsgebäudes zu ihren hervorragendsten Eigenschaften. Ihre Anwendung zielte auf eine zusätzliche Architektonisierung der Wandflächen. Sie versuchte streng flächig gliedernd zu wirken durch ein System von Rahmungen und Verspannungen. (Abb. 15–17)

Eine Steigerung erfuhr der Schmuck zwischen den obersten Fenstern der Flügel an der Hauptfassade zum emblematischen Ornament hin durch die Tafeln der Tugendnamen. (Abb. 12) Für die Nordfassade ist der größeren Flächen wegen von Gelegenheit zu „reicheren und größeren Kompositionen“ gesprochen worden.<sup>102)</sup> Allerdings ist davon außer andeutenden ornamentalen Eintragungen mit Bleistift in einer Entwurfszeichnung Willebrands nichts überliefert.<sup>103)</sup>

Das Mittelrisalit hebt sich deutlich mit der Vertikaltendenz seiner Architekturglieder und der Konzentration von Schmuckmotiven gegen die gelagerten Flügel ab.

Diese so selbständige Bedeutung läßt die Frage nach einem möglichen Vorbild aufkommen. Eine allgemeine Fortentwicklung der Elemente des Johann-Albrecht-Stils, wie sie besonders für das Universitätsgebäude geltend gemacht wurde<sup>104)</sup>, war in verschiedener Richtung schon am Schweriner Schloß erfolgt. Von der Fassade der sog. Obotritentreppe (und den vorangegangenen Entwürfen) könnten un-



mittelbarere Anregungen ausgegangen sein. Hinzu scheint aber als spezifisch historisierende Haltung das Zurückgehen auf beiden gemeinsame Wurzeln zu kommen: venezianische (und nicht schlechthin oberitalienische) Renaissancearchitektur des späten Quattrocento. Für den unter Johann Albrecht errichteten Treppenhausbau<sup>105)</sup>, den Vorgänger der Obotritentreppe, wies schon Haupt<sup>106)</sup> darauf hin. Willebrands Vorbild war offensichtlich eine Fassade vom Typ der Scuola di Marco in Venedig, der für Kirchenfassaden bis zum Ende des Barockstils verbindlich bleiben sollte. Sich ergebende Abweichungen berühren das Prinzip nicht: die vom zugrundeliegenden Triumphbogenmotiv kommende Dreiteilung<sup>107)</sup> mit der formal überhöhten mittleren Achse, dem plastisch vorgerückten Portal mit der Verbindung zum Hauptgesims und der krönenden Aedikula darüber.<sup>108)</sup>

Diese Transformationen sind für den Historismus nicht nur typisch, sie sind auch Zeugnisse einer ästhetischen Verfügbarkeit, die bis zum weitgehenden Auseinandertreten von Funktion und überlieferter Bedeutung gehen kann. Hier aber scheint ein Motiv der Sakralarchitektur bewußt zur Erhöhung eines weltlichen Baus eingesetzt. Darauf weist auch die Heraushebung des Portals durch die Gliederung hin: es ist die einzige Stelle der Fassade, an der Säulen auftreten, und zwar nicht in einer realen Trage- sondern einer ideellen Bedeutungsfunktion. Man möchte, was Forssman zum mittel- und nordeuropäischen 16. und 17. Jahrhundert schreibt, hier wieder gelten lassen: „Immer noch waren Säule und Bogen Hoheitsformen, war das Portal der Rahmen, in welchem sich der Große zeigte, wenn er aus dem Inneren seines Hauses hervortrat. Mit dem Säulenportal wurde das Haus dekoriert, wie man die Brust eines verdienten Mannes mit einem Orden dekoriert.“<sup>109)</sup>

Aber hier geschieht noch mehr. Im Lünettenfeld der das Portal überwölbenden Aedikula, einer im Kirchenbau vorzugsweise christologischen oder mariologischen Darstellungen vorbehaltenen Stelle, erscheint nun der Bischof von Schwerin mit der segnend emporgehaltenen Rechten – als zentrales Motiv, mit dem der Bau, ungeachtet anderer möglicher Absichten, wieder „sakralisiert“ wird.

Bezogen darauf und auf die o. g. Wahrung der mittelalterlichen Rangfolge der Fakultätsallegorien<sup>110)</sup> bekommt die am Türsturz darunter befindliche Inschrift „Doctrina multiplex — veritas una“ einen eigentümlichen Sinn. Nimmt man

als selbstverständlich an, sie beziehe sich auf einen objektiv-idealistischen Wahrheitsbegriff ebenso wie auf einen bürgerlichen Methodenpluralismus, so wäre sie erkenntnistheoretisch nicht nur unverfänglich, sondern ein Gemeinplatz. In der implizierten Gegenüberstellung steckt jedoch eine Art unüberbrückbarer agnostizistischer Graben zwischen Lehrmeinung und Wahrheit.<sup>111)</sup> Verbal wie ikonisch wird der Wahrheitsbegriff damit zugleich in ein theologisches Beziehungsfeld gerückt und die Wahrheit dem Glauben unterstellt. Diese Grundsätze waren Staatsräson, für die landesherrliche Universität von satzungsmäßiger Verbindlichkeit<sup>112)</sup> und in der Landeskirche institutionalisiert, die von jener reaktionären neulutherischen Orthodoxie beherrscht wurde, die mit Krabbe und Philippi ihre maßgeblichen Vertreter auch unter der Professorenschaft hatte.<sup>113)</sup>

In Krabbes Festrede zur Einweihungsfeier hieß es, daß die Wahrheit als Erkenntnisziel der Wissenschaft „ihren letzten Grund und ihr ewiges Ziel in der... Welt des Glaubens hat“, woraus sich allein erkläre, „daß die Kirche wie die Erfahrung aller Jahrhunderte zeigt, zu jeder Zeit alle Gebiete des Wissens befruchtet und ihre Keime gezeitigt hat“.<sup>114)</sup> Diese Aussagen korrelieren in gewisser Weise mit der Sprache der Architektur.

Die Giebelfront (Abb. 8) verkehrt bei Beibehaltung der Dreiteilung die Betonung der Mitte durch den halbkreisförmigen Giebelaufsatz: In dieser Mittelachse türmen sich nur Fenster übereinander. Die inhaltlich wichtigen Akzente dagegen sind auf die seitlichen breiteren Wandflächen über dem Fries verlagert. Der praktisch-funktionale Aspekt der Durchfensterung gerät in Widerspruch zur als ästhetisch relevant angesehenen Gliederung der Fassade.

Wie v. Stein die Hauptfassade historisch der spätmittelalterlichen Gründungsperiode zuordnete, so die Seitenfassade zu Humanismus und Reformation, praktisch aber auch zur einst dahinterliegenden Bibliothek.<sup>115)</sup> Die Berechtigung dazu sah er nicht nur in der Darstellung der Herzöge, die die Reformation der Universität vollzogen, und der um das Buch- und Bibliothekswesen in Rostock verdienten Nicolaus Marschalk, Nathan Chyträus und Olaf G. Tychsen. Er berief sich dabei auch ausdrücklich auf die dargestellten allegorischen Verkörperungen der Schriftstellerei und Buchdruckerei<sup>116)</sup>, wie sie im ursprünglichen Programm als Standbilder auf dem Fries vorgesehen waren, aber dort ersetzt worden sind durch die „Historia“ und die „Astro-



nomia". Da v. Stein als verlässlicher Zeuge gelten muß, könnte die Darstellung der „Schriftstellerei“ und „Buchdruckerei“ nur in der Sgraffito-Dekoration existiert haben.<sup>117)</sup>

Trotz der bedrängten räumlichen Situation an der Hofseite wurde selbst hier nicht auf die Ausbildung einer Fassade als Schaufrent im Sinne der monumentalen Mehrsichtigkeit des Baukörpers verzichtet (Abb. 20) — ganz im Unterschied zu den üblichen älteren und gleichzeitigen Rostocker Baugewohnheiten. Analog zur Hauptfassade konzentriert sich der stark vereinfachte Bauschmuck auf dem Mitteltrakt. Dadurch bezieht sich der Bau vor allem auf die Sichtschneise zwischen dem angepaßten Westflügel und dem bis an die Mittelachse herangerückten heutigen Seminargebäude.

In der Höhe des zweiten und dritten Obergeschosses (Aularückwand) sind die Wandfelder zwischen den Lisenen geputzt und durch sgraffitierte Blendrahmungen geteilt. Im oberen Drittel sind in erhaben gemauerten 8-zackigen Sternformen die Porträtmedaillons mit den Profilbildnissen des Architekten Luckow, des Hofbaurats Willebrand (Abb. 21) und des Bauführers Praht angebracht. Als Bekrönung dient wie an der Hauptfassade eine Giebelstaffel aus drei Lünetten.

Diese Formkonzentration vor allem in der oberen Zone, die die Giebelhöhen der einstmals angrenzenden und umliegenden Wohnbebauung überragte, ist direkt auf eine monumentale städtebauliche Wirkung berechnet gewesen, mit der wiederum die Einmaligkeit und Bedeutung des Baus herausgehoben werden sollte.

Die Applizierung der drei Porträts an der Rückfront entspringt ganz und gar dem den Bau bestimmenden hierarchischen Auffassungen. Dem entspricht selbst die Ausführung als Relief, was gegenüber den vollplastischen Porträts an den Straßenfronten als Ausdruck minderer Rangstellung angesehen werden kann.<sup>118)</sup> Mit Renaissanceprinzipien hatte diese Verbannung nichts zu tun.

Gegenüber dem prunkvollen Schaubild der Fassade mit der gleichsam zwingenden Konzentration auf die Mitte, den Eingang hin stellt die Vorhalle (Abb. 22) eine ursprünglich neutral gemeinte, vermittelnde Raumzone dar. Der fast quadratische, über zwei Geschosse reichende Hallenraum wird durch 4 Säulen in drei Schiffe gegliedert, das

mittlere durch queroblange Joche breiter als die Seitenschiffe. Der Raum ist nur wenig breiter als lang; das Haupttreppenhaus schließt nicht an und es gibt zu ihm keinerlei Sichtbeziehungen. Dadurch erhält die Halle Verweilraumcharakter, der im Widerspruch zu ihrer tatsächlichen Funktion als Durchgangsraum steht. Ein gewisses Maß an Orientierung erfährt der Raum durch die dem Eingang gegenüberliegenden Arkaden, mit denen sich der Flur des ersten Obergeschosses zur Halle hin öffnet.

Die Neutralität der Vorhalle wurde durch den zurückhaltenden Bauschmuck unterstrichen. Nur einfache, profilgerahmte Felder, wie auch in Treppenhaus und Fluren, gliederten die Wände. Eine großartige Wirkung kam nur durch die mit ornamentaler Terrakottaverblendung geschmückten Säulen<sup>119)</sup> und die ebenso hervorgehobenen Gewölberippen zustande, unterstützt von den gemalten Ornamentstreifen der Gurtbögen. Offensichtlich wollte der Architekt auch durch die Maskenkonsolen der Gewölbeanfänger in den 4 Ecken die Halle als eine vergleichsweise „niedere“ Zwischenzone charakterisieren; bei aller klassizistischen Bändigkeit ist der Anklang an das Grotteskwesen mittelalterlichen Bauschmucks unverkennbar.<sup>120)</sup>

Die nach den Entwurfszeichnungen von Anfang an mit dem Raum verbundene barocke Atlasuhr, die auf einer auskragenden Konsole unter der Mittelarkade der ersten Etage ihren festen Platz bekam<sup>121)</sup>, war wohl eher als schmückend und nützlich, kaum aber als etwas Besonderes empfunden worden. Bemerkenswert ist die Einbindung dieser Barockskulptur in eine gerade hier stark von Klassizismen regierte Neorenaissance. Für Willebrands „geschmackvollen Eklektizismus“<sup>122)</sup> scheint diese Haltung aber nicht so verwunderlich.

Die bei der relativ geringen Ausdehnung des Raumes ins Auge fallende Mächtigkeit der 4 Säulen mag H. v. Stein dazu verführt haben, von dem „schöne(n) Vestibulum mit seinen wahrscheinlich auch symbolischen 4 Säulen...“<sup>123)</sup> zu sprechen. Diese Unterlegung eines Symbolgehaltes<sup>124)</sup> zeigt die Bedeutung und Wirkung dieser Architektur in den Augen der Zeitgenossen.

Willebrand hat in seiner Einleitung zum Materialien- und Kostenanschlag die asymmetrische und nicht auf Repräsentation ausgerichtete Haupttreppenanlage durch die gebotene Sparsamkeit erklärt.<sup>125)</sup>



Die Haupttreppe setzt erst auf der Höhe des ersten Obergeschosses im linken Flügel an. Der ursprüngliche Aufgang<sup>126)</sup> dahin begann vom dritten linken Vorhallenjoch aus über 4 + 18 Stufen und endete in der Flucht der Seitenwand des heutigen ersten Anlaufs der Treppe (Abb. 23). Der Charakter des Treppenhauses wird nicht von seinem Typ bestimmt, sondern von dem Dualismus zwischen den Materialien Stein und Eisen. Der wuchtigen Massivität der Pfeiler und Säulen der Arkadenstellungen an der Flurseite mit ihren z. T. ungeschickten Ecklösungen steht die der niedrigen Kosten wegen verwendete gußeiserne Treppe mit der Schlankheit und teilweise ornamentalen Perforation ihrer Glieder gegenüber. Der Treppenlauf überschneidet die Arkaden zudem so, daß sich auch von daher kein harmonisches Raumbild einstellt. Schinkel hatte mit seinen Gußeisentreppen bei repräsentativen Bauten<sup>127)</sup> frühzeitig Möglichkeiten harmonischer Anpassung, ja der Herausstellung der konstruktiven wie dekorativen Eigenschaften des neuen Materials gefunden, die hier leider unverwertet blieben. In der Kombination von Stein- und Eisenarchitektur hielt sich Willebrand wohl eher an das Beispiel der Stülerschen Haupttreppe im Schweriner Schloß.

Die zur Decke überleitende Zone war im Entwurf zunächst nur durch ein ornamentiertes Gesimsband und eine Doppelreihe von Pfeifen in der Kehle darüber charakterisiert worden. Ausgeführt wurde ein plastischer Laubgirlandenfries im Gesims und in den Kehlflächen eine geometrische Felderung mit plastischen Rahmungen im Stile heimischer Spätrenaissance (bzw. des Manierismus). In die Bogenzwickel wurden nikenartige Genien, die Palmzweige und Kränze in den Händen trugen, aufgestückt. (Abb. 24) . . . Dieser Schmuck war in den unteren Geschossen durch Kränze mit Bändern in den Zwickeln der Bögen vorbereitet.<sup>128)</sup> Das Genienmotiv hat zwar im Historismus große allgemeine Verbreitung gefunden, war aber hier wohl aus der ursprünglichen Kuppelzone der Haupttreppe des Schweriner Schlosses übernommen worden (Abb. 25).<sup>129)</sup> Ihren Sinnbezug erhielt diese Bekrönung durch die Büsten antiker Philosophen, Dichter und Schriftsteller, die auf Konsolen in den neun oberen, gleichfalls geometrisch gegliederten Wandfeldern angebracht waren (Abb. 24).<sup>130)</sup> Wer die Idee zu dieser Art neuhumanistischer Ruhmeshalle hatte, ist nicht zu sagen. Ihre Anregung aus dem Kreis der Professoren ist möglich, hatte doch der Altphilologe Fritzsche aus anderem Anlaß den Vorschlag unterbreitet,

auf den Wandfeldern der Aula Gelehrtenbüsten statt der Gemälde anzubringen. Möglicherweise könnte diese Bedeutungsanhebung des Treppenhauses als Ersatzlösung für die nicht zustandegekommenen Gestaltungen in der Aula gedacht gewesen sein.

Die sich durch die zwei obersten Geschosse und die gesamte Gebäudetiefe erstreckende Aula ist bereits durch die Größe und die Markierung vom Außenbau her als repräsentativster Raum gekennzeichnet. (Abb. 27 und 28)

Die Wände sind durch komposite Kolossalpilaster gegliedert, die nur an der Emporeseite aussetzen. Über der dunkel getäfelten unteren Zone folgen in der Höhe der Pilasterstühle Wandfelder, deren Spiegel mit graubunter Marmorimitation verziert sind. Die hochrechteckigen Wandfelder darüber haben in plastisch ornamentierter, teilweise vergoldeter Rahmung die einstmals zur Aufnahme der Wandbilder vorgesehenen, neutral weiß getünchten Spiegel, während die umgebende Restfläche die gleiche rote Marmorimitation wie die Säulen zeigt. Der Fries, in der Achse der Pilaster mit kleinen, paarweise verbundenen Pilasterhermen unterteilt, trägt 2 mal 3 bzw. 2 mal 5 mit achsial-symmetrischen, intensiv polychromierten Arabesken gefüllte Felder. In deren Mitte befinden sich die von Theodor Fischer-Poisson<sup>131)</sup> geschaffenen überlebensgroßen Medaillonporträts von 16 bedeutenden Professoren der Alma mater.

Die farbige Stimmung des Raumes, der ehemals durch ein großes, die mittleren drei Deckenfelder einnehmendes Oberlicht sowie das riesige Rundbogenfenster der Stirnwand beleuchtet wurde, war und ist von großer Intensität.<sup>132)</sup> Entscheidend für diese kostbare Wirkung ist die reiche Ornamentvergoldung (Brüstungsfelder, Rahmungen, Decke) und teilweise intensives Zusammenwirken mit Rot und Weiß. Rot sind auch die belgischen Marmor imitierenden, in hervorragender Scagliolatechnik über Holzkernen gearbeiteten Portikussäulen und die 4 paarweise zusammenstehenden Säulen, die die Empore tragen, sowie die ihnen zugeordneten Wandpilaster. Zu den bestimmenden Farbakzenten gehörten auch die goldenen Rahmen der Fürstenporträts, die die Wandfelder links und rechts des Fensters dekorierten und selbst Prunkarchitekturen im Kleinen darstellten. Dazu kam das Rot der Fensterportiere, golden ornamentiert.

Das Fenster selbst, in Grisaillefarben gehalten wegen der Raumbeleuchtung, spielte für die Farbigkeit des Raumes



keine Rolle. Aber die Erscheinung des vollen großherzoglichen Wappens in der transzendierenden Wirkung des durchscheinenden Lichtes war eines der bedeutendsten inhaltlichen Momente im Raume, Zeichen der Allgegenwärtigkeit des Herrscherhauses und des Gottesgnadentums.

Vor allem aber bestimmt das auffällige Architekturmotiv des großen Portikus auf beiden Seiten des Saales in der Mitte der Längswände den Tenor des Raumes.

Vorgestellte Säulen tragen einen wenig vorspringenden Balkon, der in der Wandebene von einem Feld mit gebündelten Pilastern, Rundbogen und geradem Sturz darüber gerahmt wird. Zwischen den Pilasterkapitellen und dem Sturz vermitteln Standbilder, die Bogenzwickel sind von Kränzen gefüllt. Dieses Loggienmotiv gibt dem Saal eine funktional neuartige Bestimmung, denn eine Benutzung dieser hervorgehobenen Logen widerspräche dem Geist des akademischen Ritus. Ob nun einst von praktischer oder als architektonische Pathosformel von nur ästhetischer Bedeutung – das Motiv ist aus dem Schloßbau übertragen. Es ist eine vereinfachende Variation über die portikusartig gestalteten Wandabschnitte des ehemaligen Goldenen Saales im Schweriner Schloß.<sup>133)</sup>

Nachdem die Dekoration der Aula durch Wandbilder abgelehnt worden war, wird Willebrand die ursprünglich als einfache Tragefiguren konzipierten Gestalten neben den Bögen kurzerhand in die Allegorien der 4 Fakultäten umgewandelt haben. Es stehen über dem nördlichen Portal Theologia und Justitia, über dem südlichen Philosophia und Medicina. Die Gestalten sind ausdrucksärmer als ihre Pendants an der Fassade und in den Attributen verschieden.

Eine Art Architravverkröpfung über den Emporensäulen diene zur Anbringung der Fakultätssymbole, wie sie auf den Siegeln verwendet wurden, in der Reihenfolge Theologie (Lamm mit Kreuzesfahne), Jurisprudenz (Greif), Medizin (Äskulapstab) und Philosophie (Kreuz).

Bezüge zum Akademischen fanden sich noch in dem von Willebrand entworfenen Kathedergestühl, dessen Rückwand die Darstellung vom großen Universitätssiegel zierte. Auch auf den Pilasterstühlen wurde die zunächst neutrale Ornamentik umformuliert in zwei alternierende Lösungen, einmal mit einer knieenden weiblichen Figur, die in einen Spiegel blickt, neben sich eine Eule, das andere Mal mit

einer Knieenden, die eine Keule in der Linken hält, hinter sich stilisierte Eichenbäumchen. (Abb. 29a). Ob es sich hier um Weisheit (oder Klugheit) und Stärke, Sapientia und Fortitudo, handeln sollte, ist bei dieser verblasenen spätklassizistischen Auffassung des allgemeinen Ornamentzusammenhangs, der schmückend eher als bedeutungsträchtig war, kaum noch von Belang. Grundsätzlich entscheidend war die Verwandlung des Charakters der Aula in einen höfisch orientierten Festsaal durch wesentliche Architektur motive und Dekorationselemente.<sup>134)</sup>

Bildungs- und Wissenschaftsbauten des 19. Jahrhunderts sind zunächst bürgerliche Bauaufgaben, von der Entwicklung bürgerlichen Denkens und der kapitalistischen Produktionsverhältnisse erst postulierte, dann diktierte Notwendigkeiten. Die Universität ist jedoch ein Bündel an Funktionen, deren geschichtlich eigenartige Entwicklung als spät- oder nachmittelalterliche Landesuniversität es nicht zu einer typologisch fixierten Baugestalt kommen ließ.<sup>135)</sup> Die Subsumtion unter die Bauaufgabe „Schulen“ erscheint nicht sehr hilfreich, wenn dann von keiner neuen Bauaufgabe des 19. Jahrhunderts mehr gesprochen wird, sondern nur noch von neuen Quantitäten. Der Verweis aus der Not der Geschichte heraus auf „Schloßbauten des Barock und Kasernen als die zweckmäßigsten Bautypen“ ist aber für das Verständnis der Universitätsbauten von mehrfacher Bedeutung.<sup>136)</sup> Tatsächlich gibt es in den letzten vier Dezennien (bei Einbeziehung der technischen Hochschulen) eine Entwicklung, die zum Typ des „Wissenschaftsschlusses“ führt, einem repräsentativen, barocken Schlössern vor allem in Zügen der äußeren Struktur verwandten Gebäudekomplex, in dem möglichst viele Disziplinen und Funktionen sinnvoll vereinigt sind. Musterbeispiele dafür sind das Züricher Polytechnikum von G. Semper (1859–1867), das Polytechnikum München von G. Neureuther (1866–1877) und H. v. Ferstels neue Wiener Universität (1873–1883). An diesen Bauten kommt es auch zu großen bildkünstlerischen Wissenschaftsprogrammen resp. zu Programmen, die den alten idealen Museumsgedanken durch ihre Bezüge wiederaufnehmen. Dieser Typus verkörpert eine integrale Endform, die durch die immer raschere Wissenschaftsentwicklung sich auflösen mußte zugunsten separater baulicher Hüllen für Spezialfunktionen und Differenzierungen.<sup>137)</sup>

In Rostock schloß man sich diesem Entwicklungstrend mangels Voraussetzungen nicht an. Obwohl es eine vormärzlich optimistische Vorgabe in dem Gesamtprojekt Demm-



lers von 1842 gab, das auf weniger entwickelter Stufe eine solche Universalfunktion zu umfassen gedachte, lehnte man diese Pläne ihrer pragmatisch-funktionellen Unzulänglichkeit wegen ab. Stattdessen kehrte man zurück zum Funktionstyp des Hauptgebäudes, der vorwiegend repräsentative und zentrale Institutionen und Funktionen bergen resp. erfüllen konnte, darunter nicht zuletzt die von der Architektur selbst ausgehende Funktion der dynastischen Repräsentation.

Es mochte auch die Konsequenz aus der historischen Entwicklung sein, durch die die Landesuniversitäten sich in „abgelegten“ Bauten einrichten mußten<sup>138)</sup>, daß es zu keiner Ausbildung eines eigenen Bautyps kam, sich schloßbauähnliche Züge dagegen schon vor der Begründung der genannten „Wissenschaftsschlösser“ durchsetzten.

Andererseits haben vor allem im Vormärz entstandene Universitätsneubauten stärkere Verwandtschaft mit Museumsbauten. Das ist sicher von Identisch-Setzen von öffentlicher wissenschaftlicher oder Kunstsammlung mit Museum substantiell wie in Bezug auf die sie bergende Architektur, her zu verstehen. Zudem gehörten akademische Sammlungen u. U. zu den Keimzellen späterer Seminare und Institute.

In Rostock prägte sich das deutlich in den geplanten Bauten Severins und Demmlers aus.

Andere Universitätsbauten des 19. Jahrhunderts erhielten wie Rostock durch den Entstehungscharakter, die „Verleihung“ durch den Landesherrn, einen unübersehbaren Zug herrscherlicher Repräsentation.<sup>139)</sup>

Obwohl auf einer originellen Stiladaption fußend, steht der Gebäudetyp dem, was Stüler mit seinem Universitätsneubau für Königsberg/Pr. (1857/1862) schuf (Abb. 30), sehr nahe. Stüler entwickelte unter erklärter Bezugnahme auf den Stil oberitalienischer Renaissance und die Ziegelbauweise der preußischen Orden und des mittelalterlichen Kirchenbaus einen Bau, der auch von gelagerten Flügeln, Mitteltrakt mit leichter Vertikaltendenz und Heraushebung durch die Konzentration des bildnerischen Schmucks, die Verwendung des Terrakottafriseses als Gliederungs- und Schmuckelemente bestimmt ist und ein verwandtes, wenn auch reicheres Bildprogramm vorträgt.<sup>140)</sup>

In der Autorensension seines Baus<sup>141)</sup> findet man vertraute Begründungen. Da wird der Ziegelbau als „nationale Bauart“ bezeichnet, die Renaissancearchitektur dient zugleich

als Hinweis „auf die Zeit der Stiftung der Universität“. Selbstverständlich geben „für die Ausschmückung mit Bildwerken . . . die Bezeichnung der Bestimmung des Gebäudes, die Darstellung der Stifter und ausgezeichneten früheren Lehrer . . . geeignete Vorwürfe“ ab.<sup>142)</sup>

Willebrand war mit dem Bau Stülers ein Vorbild in die Hand gegeben, dessen typologische Bedeutung über der völlig anderen Richtung, die Willebrand mit seinem Fassadendekor einschlug, nicht übersehen werden darf.

Die historischen Renaissance-Adaptionen in der deutschen Architektur sind, ausgehend von den Leistungen Sempers (und stark auf deren ideale, utopische Zielsetzungen fixiert), primär als progressiver Ausfluß und überhöhte Selbstdarstellung bürgerlicher Entwicklung angesehen worden. Für die spezielle Rezeption der deutschen Renaissancearchitektur, die nach 1870 einsetzte und mit der forcierten kapitalistischen Entwicklung und der nationalen Bedeutung der Reichseinigung für die Bourgeoisie in Zusammenhang gebracht wurde, hat man das Schweriner Schloß als frühestes, eine Art Musterbeispiel angezogen.

Es erhebt sich die Frage, ob eine progressive Bedeutung der Neorenaissance auch im Falle des Rostocker Universitätsgebäudes behauptet werden kann und ob auch für diesen in die Nähe des Schweriner Schloßes gehörenden Bau die Rezeption der deutschen Renaissance gleichsam als Ausdruck von Nationalbewußtsein interpretierbar ist.

Willebrands Erläuterungen zu den Entwurfsrissen sprechen von einem „adoptierten“ Stil, verweisen auf die „lokal dem Lande Mecklenburg eigenthümliche“ Formenbildung, auf Herzog Johann Albrecht, der in diesem Stile seine Schlösser Schwerin, Wismar und Gadebusch baute, und resümieren: „In Bezug auf jenen großen Reformator des Landes und Restaurator der Universität wurde dieser Stil gewählt“.<sup>143)</sup> Was nachträglich gern als national in einem stillschweigend gematnationalen Sinne gesehen wurde, war noch im Mecklenburg des Norddeutschen Bundes kurz vor 1866 nichts als erklärter Lokalpatriotismus feudal-ständischer Prägung.<sup>144)</sup> Anders gewiß ist es mit der präzisen Begründung der Stilwahl, mit dem dynastischen Stil, dem Bezug auf Johann Albrecht (was ja beim Schweriner Schloß bereits eine gewichtige Rolle gespielt hatte, wenn es auch als Argumentation erst allmählich entwickelt wurde.<sup>145)</sup>

Trotz der an Details schon z. T. vorgeführten Abhängigkeit vom Schweriner Schloß bestimmt den Rostocker Universitäts-



bau eine völlig andere, selbständige Konstellation. Einmal ist der Bau eine fürstliche Donation, er wird verliehen wie ein Orden, er repräsentiert herrscherliche Gewalt als Gottesgnadentum und bedient sich dazu der abgewandelten, den neuen Zwecken modal und funktional angepaßten, z. T. aus dem Schloßbau übertragenen Formen, deren hierarchischer Charakter im Gegensatz zum akademischen Zweck steht. Der Rückbezug auf die Renaissance des Johann-Albrecht-Stils muß vom Herrscher, Stifter und Bauherrn aus als Übertragung einer formal bewährten, mit einer Aura versehenen Herrschaftsarchitektur angesehen werden. Dahinter stand dann die Stilschöpfung eines großen Vorfahren, der mit der Einführung der Reformation den neuen Reichtum des Fürstenhauses und der weltlichen Feudalität und damit Macht begründet hatte; wobei dieser Akt durch die wissenschaftliche Bildung Johann Albrechts noch aufgewertet erscheinen konnte.

Für die bürgerlichen Elemente der Universität wie für andere bürgerliche Kräfte, die am Zustandekommen dieses bedeutungsvollen Baus beteiligt oder von ihm betroffen waren, konnte oder mußte dieses Stilgewand etwas anderes bedeuten. In den Augen der Stadt Rostock z. B. war Johann Albrecht ein gefährlicher Gegner ihrer Autonomie und Privilegien gewesen und so mochte der Bau alles in allem als ein Affront aufgefaßt worden sein. Innerhalb des Kreises der mit der Entstehung des Baus Befassten sind ebenfalls differenzierte Haltungen eingenommen worden.

Der Rückbezug auf den Johann-Albrecht-Stil konnte akzeptiert werden in einer Art interesselosen Wohlgefallens an der Baugestalt und dem bloß schmückenden Dekor, der zudem klassizistisch gereinigt und „verbessert“ war. Diese Haltung versagte sich weitgehend der bildnerischen Ausgestaltung. Darin kann ein passives Moment des Widerstands gegen die Absichten der herrscherlichen Selbstdarstellung liegen, das aber vielleicht auch nur die Art der Repräsentation meint, also geschmacklicher Natur ist. Der Rückbezug konnte akzeptiert werden aus bürgerlichem Verständnis für die bedingt progressive Rolle des Herzogs als Reformator und als Wiederhersteller der Universität. Das scheint die Haltung einer breiteren Universitätsöffentlichkeit und die Lischs gewesen zu sein, wofür sein Versuch spricht, ein Bildprogramm an der Fassade zu installieren, in dem sich auch bürgerliche Aufklärung manifestierte. Ohne Einschränkung wird man seine bürgerliche Haltung jedoch nicht sehen dürfen. Solche Programme besaßen auch eine apologetische

Tarnfunktion.<sup>146)</sup> Und sicher war Lischs Arbeit eine im direkteren Sinne dienende, so daß aus ihr allenfalls ein Kompromiß zu entspringen vermochte.<sup>147)</sup>

Willebrands Verhältnis zu dieser Frage scheint neutralistisch gewesen zu sein. Er stand zu seiner Arbeit eher wie ein Handwerker, dem es auf die materielle Qualität bei der Schaffung verlangter Eigenschaften ankam.

Aus seinen Worten spricht eher Lisch als er selbst, und es erschien ihm nicht wichtig zu bemerken, wie weit vom erklärten stilistischen Ausgangspunkt weg seine Rezeption ihn geführt hatte, die er bezeichnenderweise auch „Adoption“ (und nicht „Adaption“) benannte.

Der vom Bauherrn beabsichtigte Repräsentationscharakter der Architektur spiegelt sich bei einer indirekten Thematisierung des Baus (resp. des Bauens) in der Darstellung einer Episode der Einweihungsfeier auf einem Relief des Schweriner Reiterdenkmals des Großherzogs (Abb. 18). Der Bau ist hier zwar nur Folie, steht aber an diesem Ort immerhin stellvertretend für alles unter seiner Ägide an öffentlichen Bauten Geschaffene. Aus der Sicht vom Beginn der 1890er Jahre rückwärts ist die Szenerie der Darstellung der Beziehung des Fürsten zur geistigen Elite seines Landes in erster Linie zu begreifen als Ausdruck sich aufklärend gebender Jovialität, die eine gewisse, formenverschleifende Annäherung an das Bürgertum wünscht. Der Grund, der das besser ermöglichte, war zweifelsohne der gemeinsame Boden der kapitalistischen Produktionsverhältnisse. In dieser Richtung hat die Zeit den Großherzog auch als Bauherrn gesehen. Sie betonte seine „echt fürstliche Lust am Bauen und Freude am Gebauten“, da er „nicht etwa nur aus Liebe zur Kunst“ oder gar nur zu seines Namens Gedächtnis“ baute, „vielmehr, wo es das Bedürfnis des ihm anvertrauten Landes erforderte“, wobei er „dies Bedürfnis in seinem weitesten Umfange und nach der tiefsten Bedeutung seines Sinnes“ auffaßte.<sup>148)</sup> Damit ist auch der Schweriner Schloßbau nachträglich noch einmal gerechtfertigt und der Großherzog gegen die bauwütigen Potentaten des 17. und 18. Jahrhunderts (deren Bauen ja eine Form der Schatzbildung darstellte) ebenso abgesetzt wie etwa gegen einen so verrückten und verschwendungssüchtigen Zeitgenossen wie Ludwig II. von Bayern.

Das Universitätshauptgebäude war der erste Bau der Neorenaissance in Rostock.<sup>149)</sup> aber kein Initialbau, da er gegen die bürgerliche Bautradition der Stadt errichtet wurde und



dort noch mehr als ein Jahrzehnt nachfolgend, in fremdartiger Prächtigkeit gegen einen kühlen Spätklassizismus und selbst die sparsamen spätbarocken fürstlichen Bauten des Platzes stand. Die Rostocker bürgerliche Architektur der Zeit repräsentierte sich z. B. in der nach dem Entwurf des Stadtbaudirektors Klitzing 1862–1864 aufgeführten damaligen Großen Stadtschule. Dieser Bau war kein Ausklang; die konservative Architekturauffassung hielt sich in Rostock als Ausdruck der zäh verteidigten ständischen Positionen des großbürgerlichen Patriziats. Demgemäß war auch der Geschmack ihrer einzelnen Vertreter bestimmt. Noch 1867 entwarf der Berliner Architekt Richard Lucae für den Senator Prieß eine Villa im Stile einer späten Schinkelnachfolge. Auch die Rostocker Wohnbauten nach der Jahrhundertmitte trugen bis hin zu den Anfängen mehrstöckiger Mietshäuser noch lange klassizistisch orientierten Fassadendekor. Erst in den 1880er Jahren wurden Wohnbauten und öffentliche Gebäude, darunter einige Universitätskliniken, in einer Neurenaissance unterschiedlichster Stilprägung gebaut, der aber jeder lokale Traditionsbezug fehlte.

Die unmittelbare Folgenlosigkeit dieses Baus für die Rostocker Architekturentwicklung liegt in seinem exzeptionellen Habitus begründet. Er ist als Herrschaftsarchitektur der Stadt gleichsam aufgezwängt worden und konnte schon deshalb nicht zum Vorbild taugen.<sup>150)</sup>

Neuere Überlegungen zum Historismus haben „neben der Bestimmung des ideologischen Anliegens... die Bemessung der Ernsthaftigkeit des Historisierens“ als „Weg, um Kriterien für den künstlerischen Wert historischer Werke zu gewinnen“ bezeichnet.<sup>151)</sup> Nun sind der Bautypus (soweit man von einem solchen sprechen kann) und das hierarchische Prinzip der Gliederung und der Anordnung des Bildschmucks der Fassade überwiegend mit regressiven Bedeutungen beladen, die von der progressiven wissenschaftsgeschichtlichen Bedeutung eines Teils der Darstellungen nicht aufgewogen zu werden scheint. Unabhängig davon, welche Interessen sich hier vor allem geltend machen, handelt es sich aber trotz der Begrenztheit der Sicht weder um ein zu bloßem Interesse an der Geschichte abgeflachtes Geschichtsbewußtsein noch um eine Degeneration der „weltanschauliche(n), inhaltliche(n) Motivation des Rückgriffs zum Gefallen am formalen Reiz des Altertümlichen.“<sup>152)</sup>

Die Schwierigkeit der Kriterienfindung zeigt sich allerdings darin, daß der beschworene Johann-Albrecht-Stil nur als

eine Art „großflächiger“ Anregung angesehen werden kann. Willebrand hat bewußt im Sinne des bürgerlichen Grundsatzes von der Verbesserungsfähigkeit, den auch Lisch bereits anlässlich des Schweriner Schloßbaues vorgebracht hatte<sup>153)</sup>, nur die den Eindruck der Fassaden bestimmenden Gliederungselemente des alten Stils, die Fensterformen und das Wirkungsprinzip der Terrakotten benutzt. Der Formenapparat ist italianisierend, die Ornamentik dazu klassizistisch beruhigt. Im Inneren setzt, mit Ausnahme der Vorhalle, die Anregung durch die heimische Renaissance aus; stattdessen erfolgt ein entscheidender Rückgriff auf den prunkenden Spätklassizismus der Stülerschen Innenarchitekturen des Schweriner Schlosses.

Spätestens hier hat man sich zu erinnern, wie sich das Historismus-Problem durch die Abhängigkeit des Hofbauers Willebrand von diesem ja ohne Zweifel für bedeutender zu haltenden Vorbild kompliziert. Neben die Frage nach der Qualität tritt damit noch die nach der Originalität. Die Betrachtung muß hier aussetzen. Solange weder die Geschichte des Schloßbaus geschrieben noch ein Überblick über Willebrands sonstige Leistungen vorhanden ist, läßt sich nicht angeben, ob er hier Eigenes fortentwickelt oder fremde Leistungen epigonal verarbeitet hat.

Im Gegensatz zu seiner in der älteren Literatur wohlwollend bis sehr gut ausfallenden Einschätzung<sup>154)</sup> zeigen seine Entwurfsarbeiten zum Schweriner Schloß<sup>155)</sup>, überwiegend innenarchitektonischer Natur, ihn als einen trockenen und mit untergeordneten Räumen befaßten Entwerfer, während die Entwürfe zu den komplexen Ausgestaltungen der großen Prunkräume fast ausschließlich das Werk Stülers waren.

Daraus können zwar pauschale Schlüsse gezogen, aber keine differenzierten Wertungen abgeleitet werden. Selbst als epigonale Leistung wäre das Universitätsgebäude noch bemerkenswert durch Sicherheit und relative Geschlossenheit der architektonischen Gesamtaufassung der einzelnen Teile und Räume wie durch die hohe Handwerkskultur der Verarbeitung. Denn die Delegation dieses Baus als Herrschaftssymbol war so gründlich inszeniert, daß vom Hofbauern über die Bildhauer und den Maler bis zum verantwortlichen Stukkateur der Hof die beim Schloßbau bewährten Kräfte gleich mit lieferte.







## ABBILDUNGSVERZEICHNIS

1. C. Th. Severin, Entwurf für ein Universitätsgebäude.
2. E. Biscamp, Entwurf für ein Museumsgebäude, 1833.
- 3a/b. Grundrisse zu 2.
4. G. A. Demmler, Entwurf zu einem neuen Universitätsgebäude für Rostock, 1842.
5. G. A. Demmler, ehem. neues Museum der Universität, 1842–1844.
- 6a–d. Vier Medaillonporträts von der Fassade des ehem. neuen Museums (von l. nach r. und o. nach u.: Galilei, Descartes, Linné, Guericke).
7. H. Willebrand, Entwurf zum Universitätshauptgebäude (UHG), 1865, Fassade.
8. Dass., Giebelfront.
9. H. Willebrand, Entwurf zur Aularückwand des UHG, 1867, Detail Wandbild.
10. Deckenlünette aus dem Sagenzimmer des Schweriner Schlosses.
11. UHG, Portalsäulenkapitell.
12. UHG, Detail der ehem. Sgraffito-Dekoration der Hauptfassade.
13. UHG, Mitteltrakt der Hauptfassade.
14. UHG, Hauptfassade.
15. UHG, rechter Seitentrakt.
16. UHG, Detail der Hauptfassade mit ehem. Sgraffito-Dekoration
17. UHG, Detail der Hauptfassade mit ehem. Sgraffito-Dekoration
18. L. Brunow, Bronzerelief vom Reiterdenkmal Friedrich Franz II., Schwerin, 1894.
19. UHG, Detail der Giebelseite mit Sgraffitorest.
20. UHG, Hoffront.
21. Medaillonporträt Willebrand von der Rückfront des UHG.
22. UHG, Vorhalle, ursprünglicher Zustand
23. UHG, Vorhalle mit ursprünglichem Treppenaufgang.
24. UHG, Treppenhaus nach der dritten Etage zu, ursprünglicher Zustand.
25. Schwerin, Schloß. Kuppelzone des ehem. Haupttreppenhauses.
26. Kapitell aus dem Thronsaal des Schweriner Schlosses.
27. UHG, Aula, Blick zur Fensterwand im ursprünglichen Zustand.
28. UHG, Aula, Längswandabwicklung.
- 29a/b. UHG, Aula, Pilasterstuhl-Dekorationen.
30. F. A. Stüler, ehem. Universitätsgebäude zu Königsberg, 1857–1862.
31. F. Wachenhusen, Ideenskizze zu einer Umgestaltung der Fassade des ehem. neuen Museums usw., 1915.



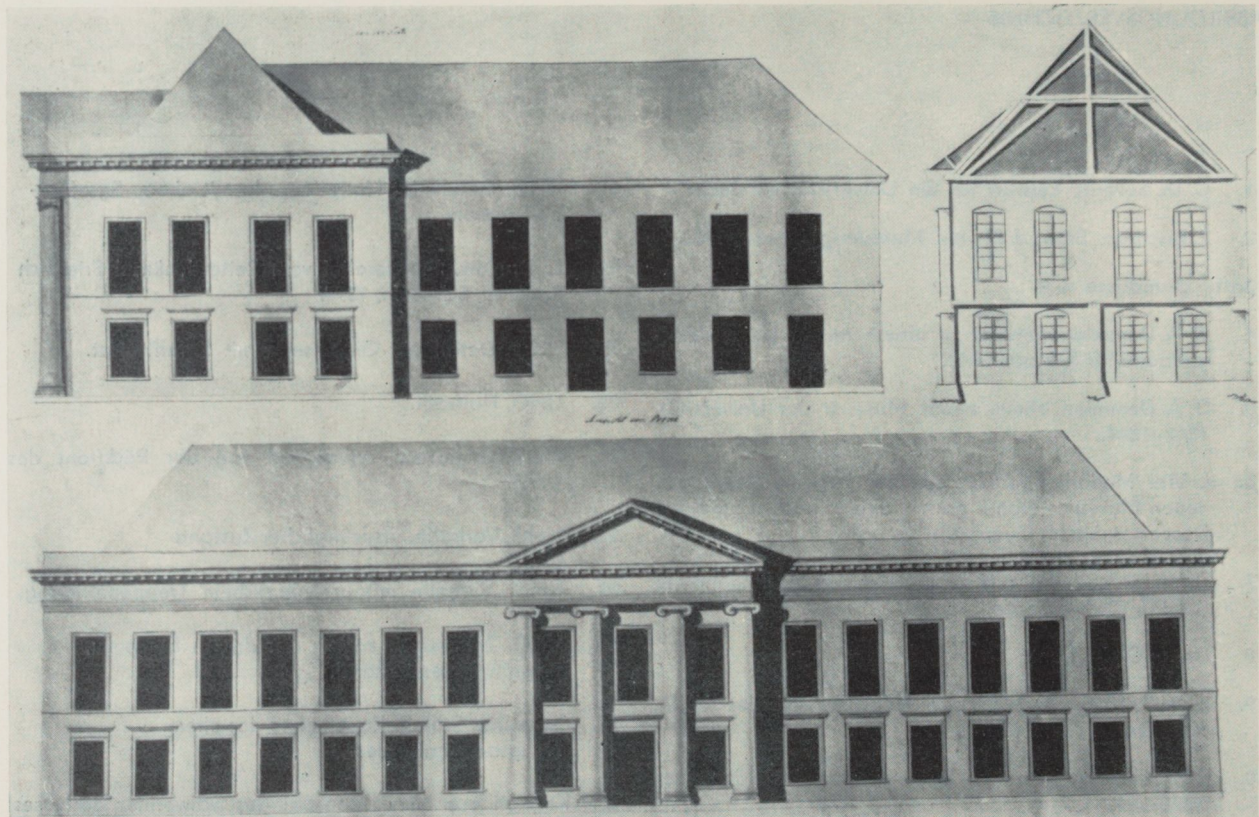


Abb. 1



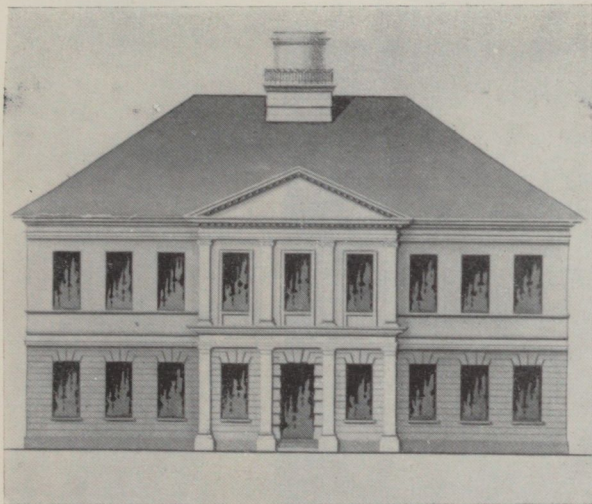


Abb. 2

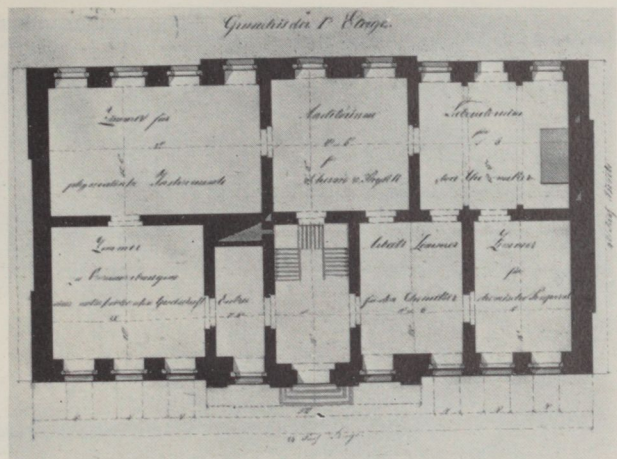


Abb. 3a

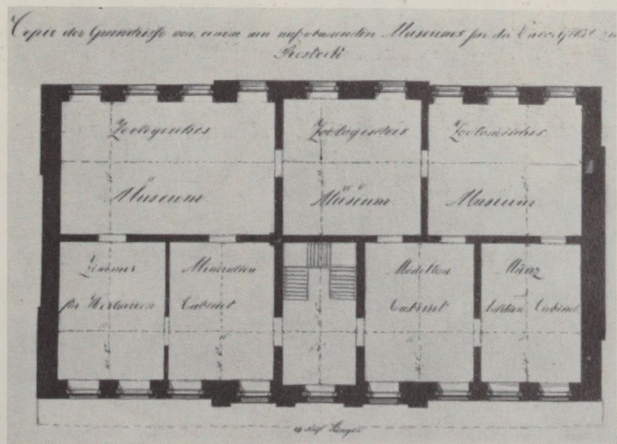


Abb. 3b



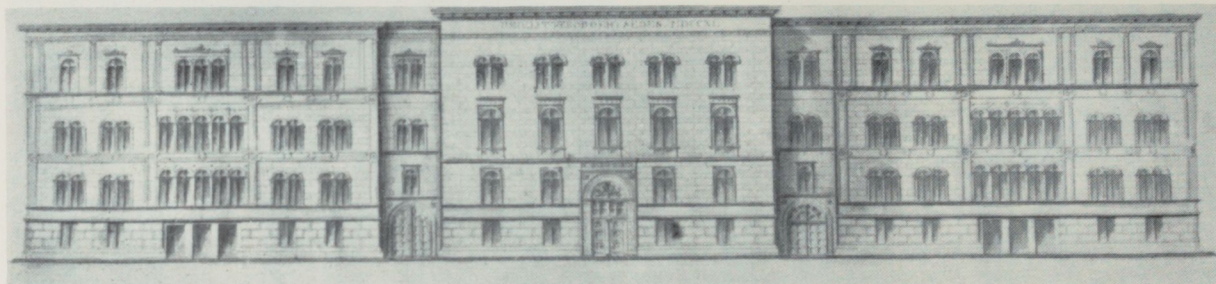


Abb. 4



Abb. 5





Abb. 6a-d



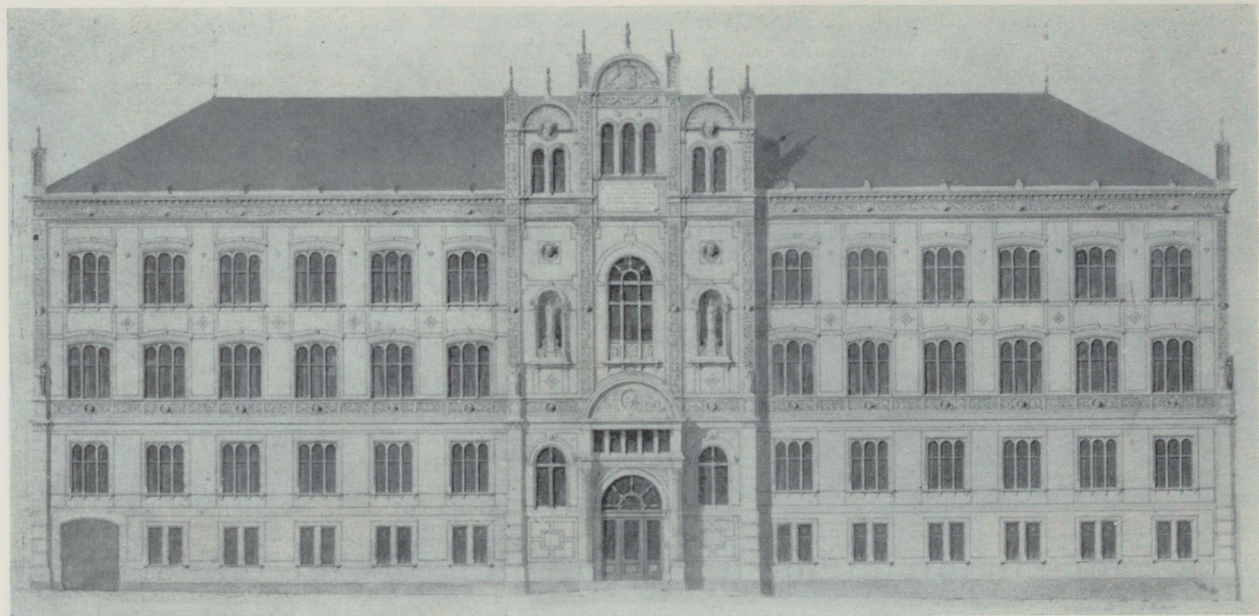


Abb. 7

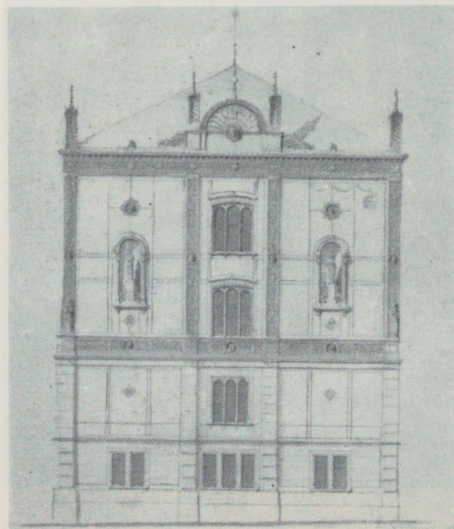


Abb. 8



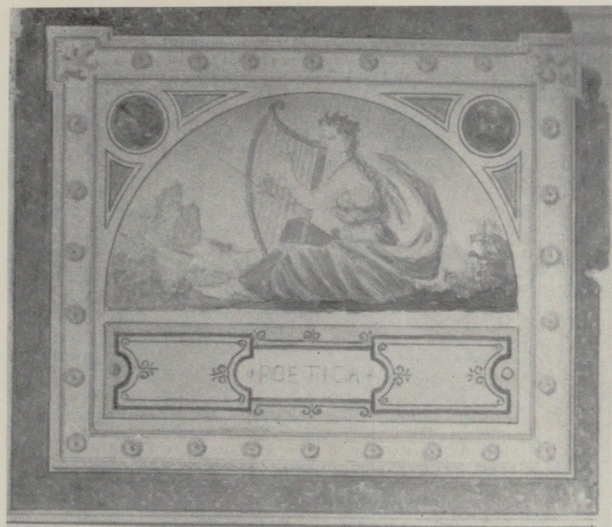


Abb. 9

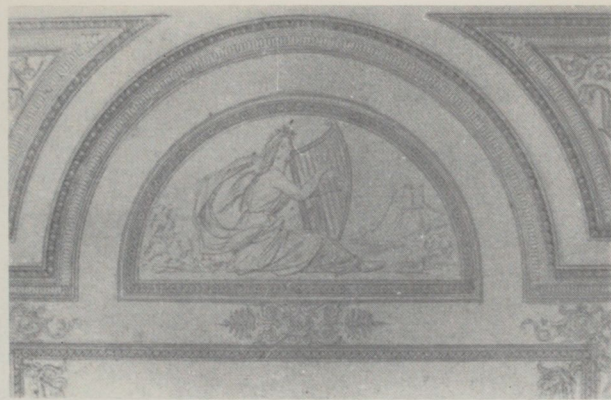


Abb. 10

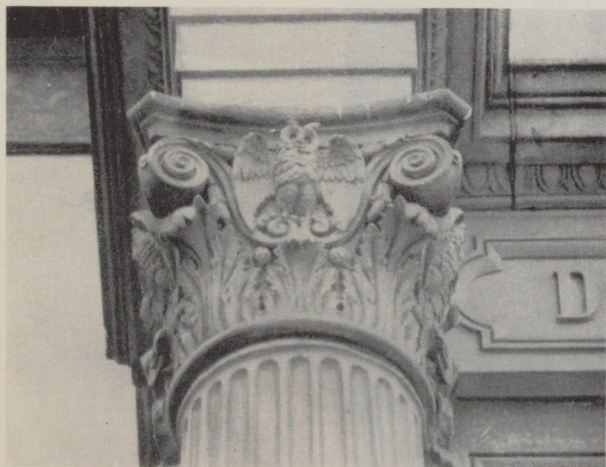


Abb. 11

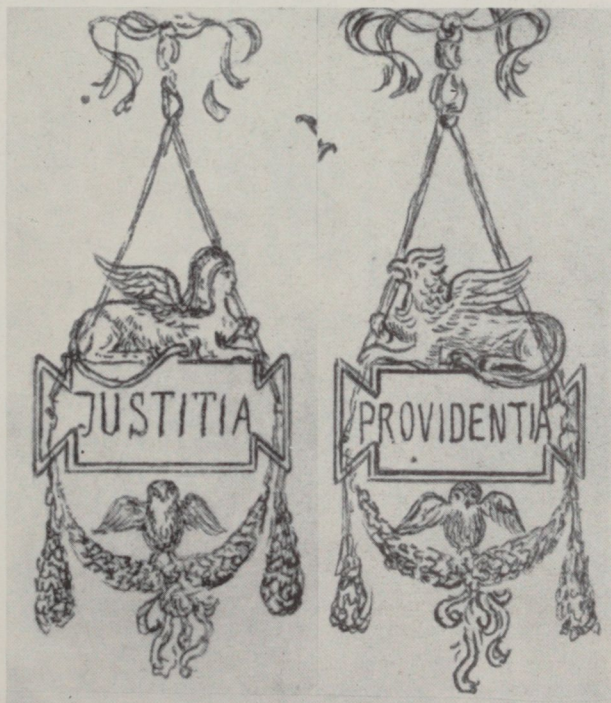


Abb. 12



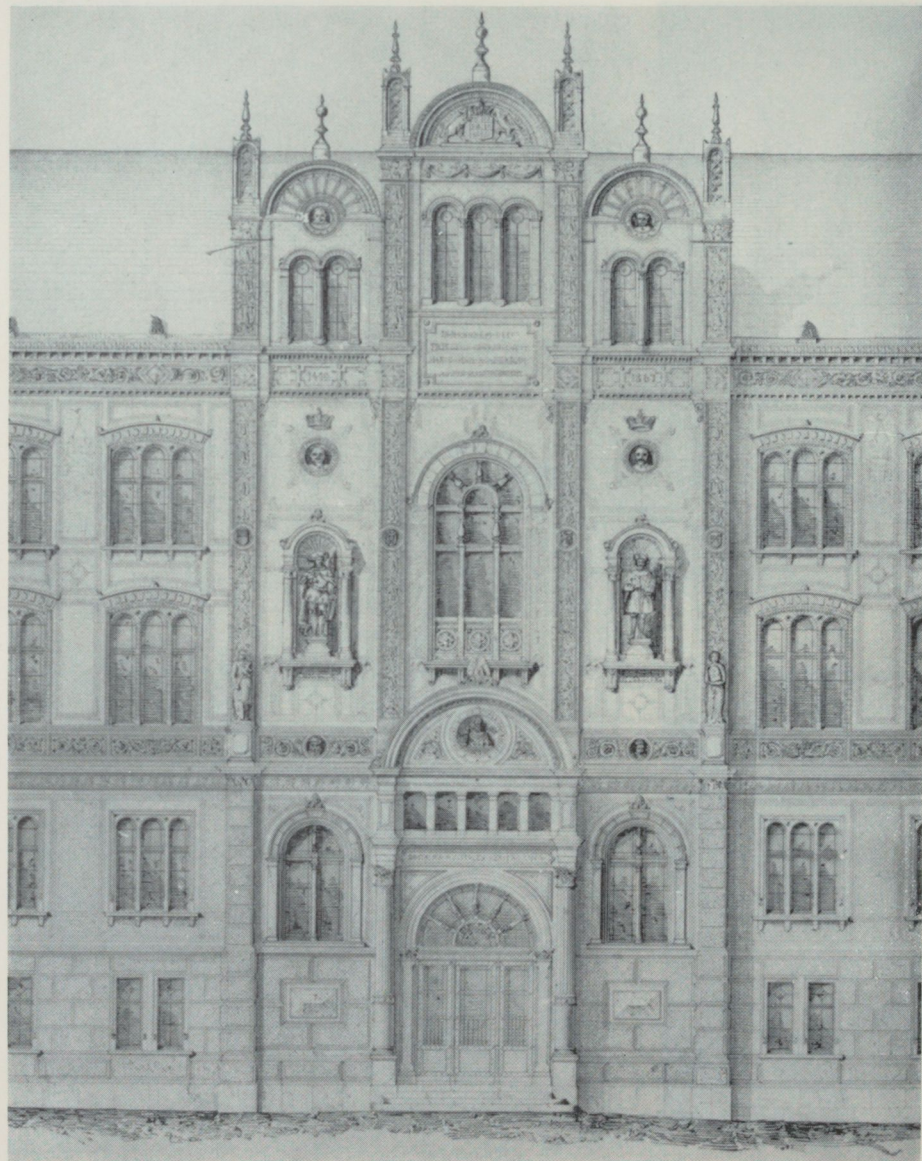


Abb. 13



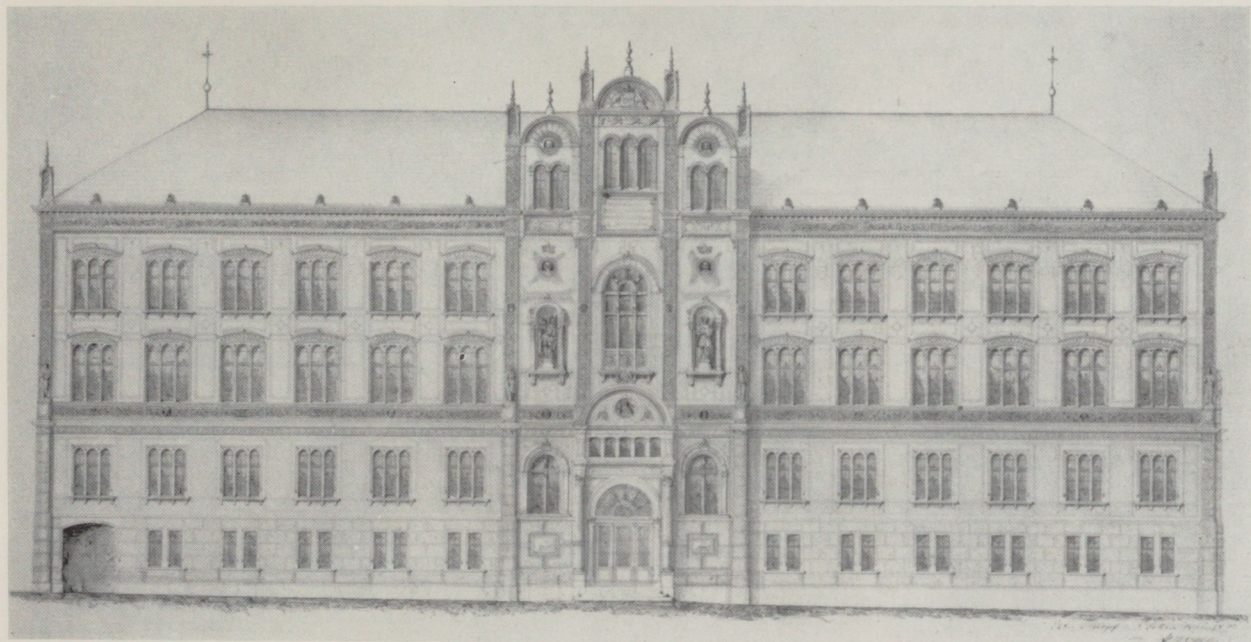


Abb. 14



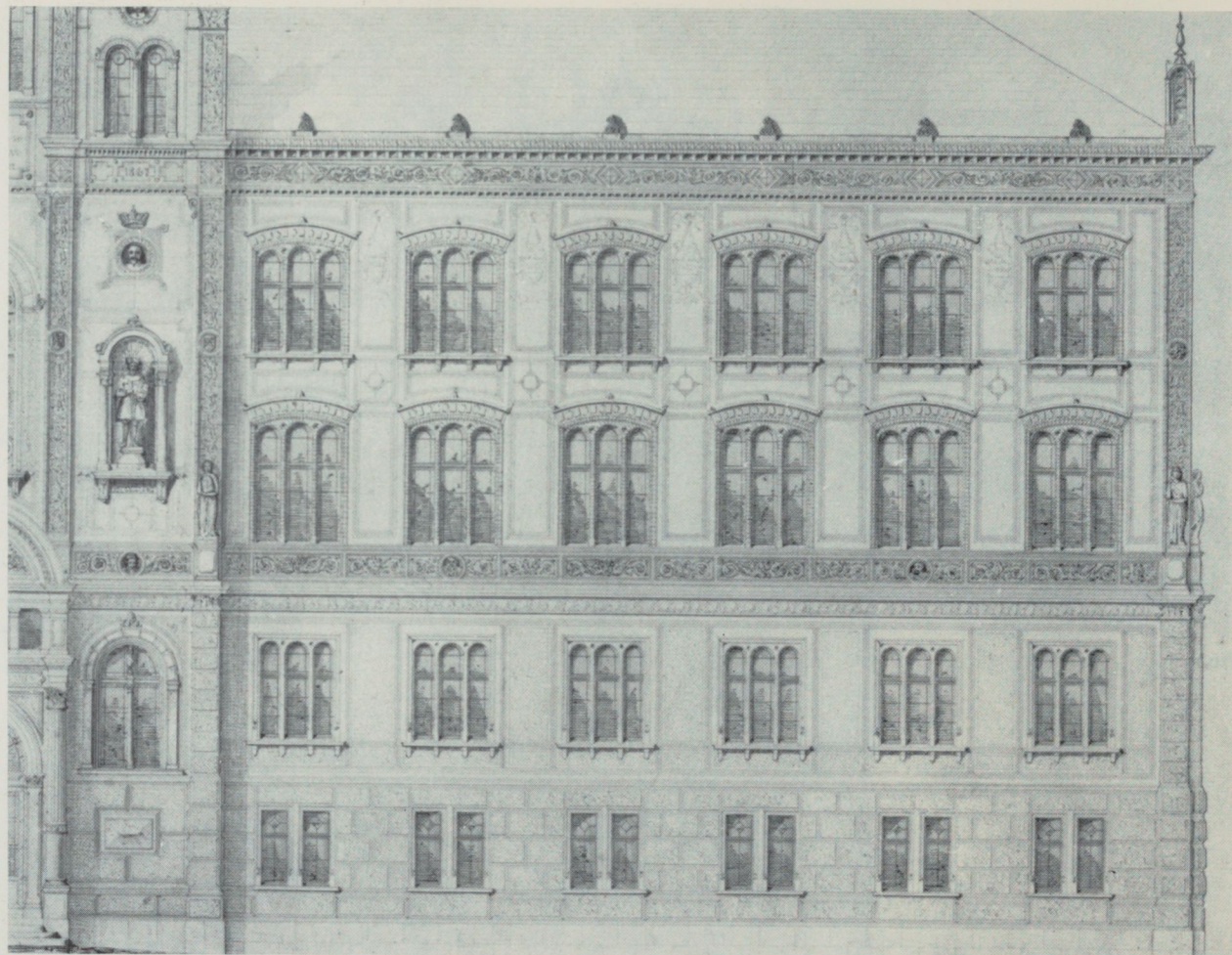


Abb. 15



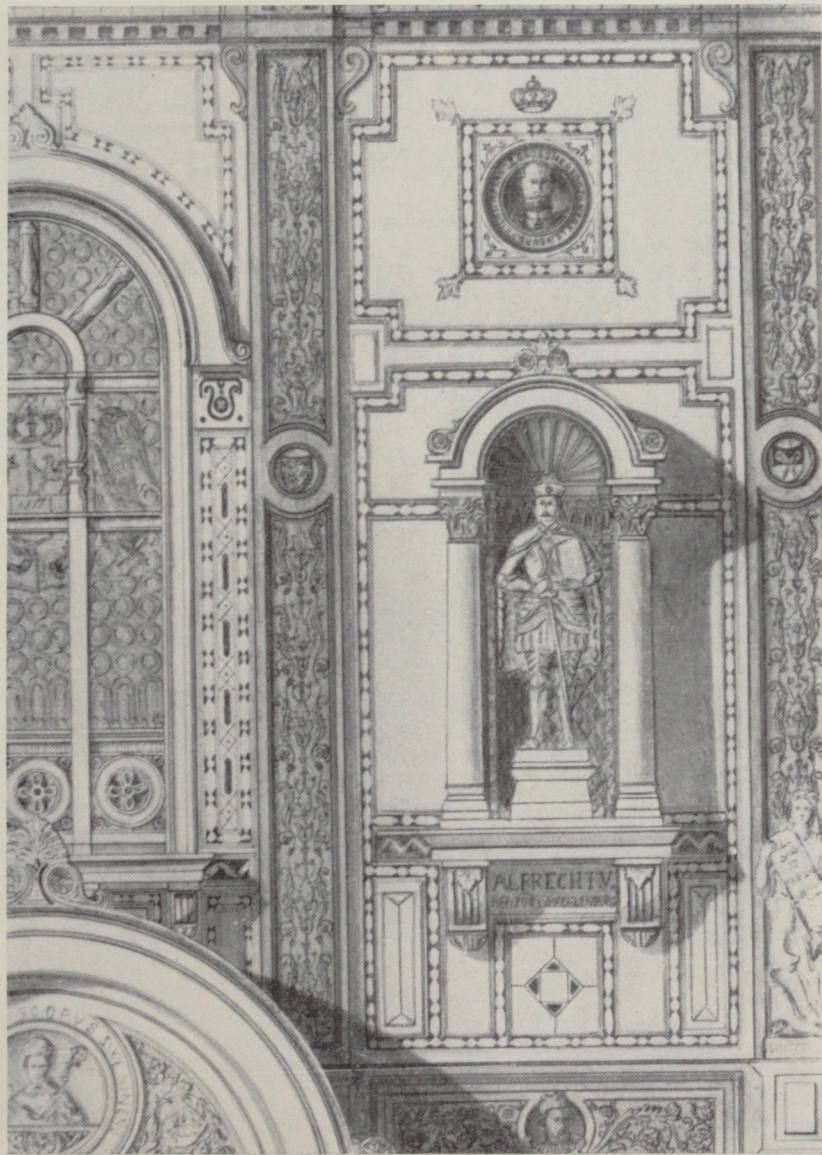


Abb. 16





Abb. 17



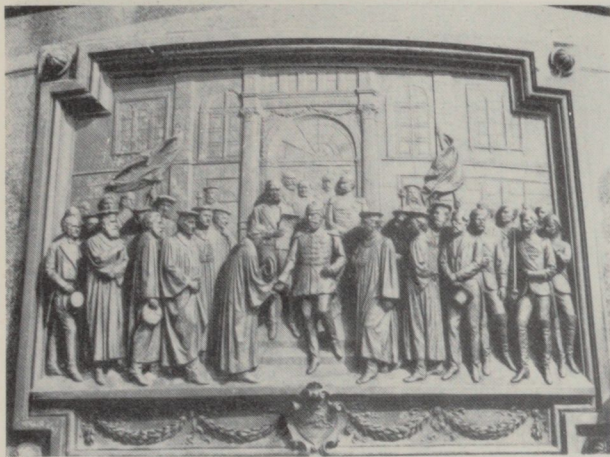


Abb. 18



Abb. 19

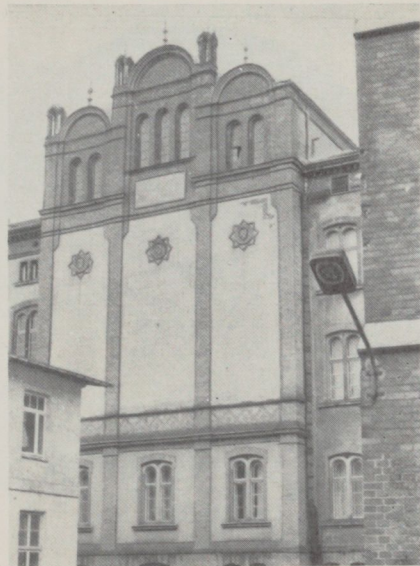


Abb. 20



Abb. 21





Abb. 22



Abb. 23



Abb. 24

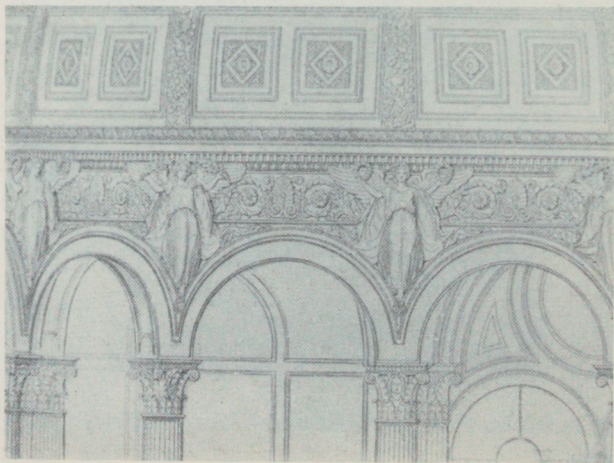


Abb. 25



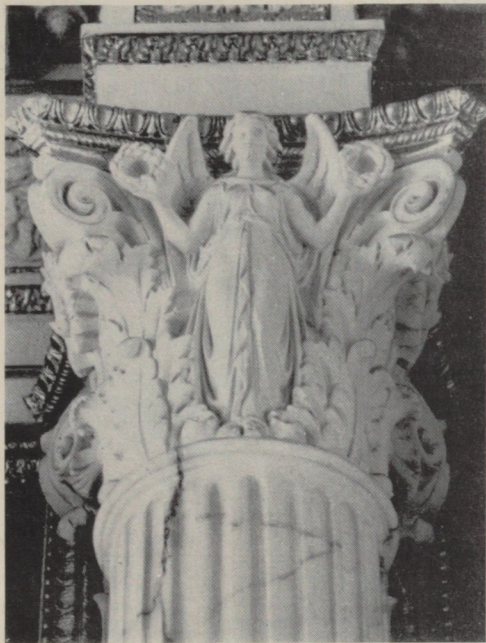


Abb. 26

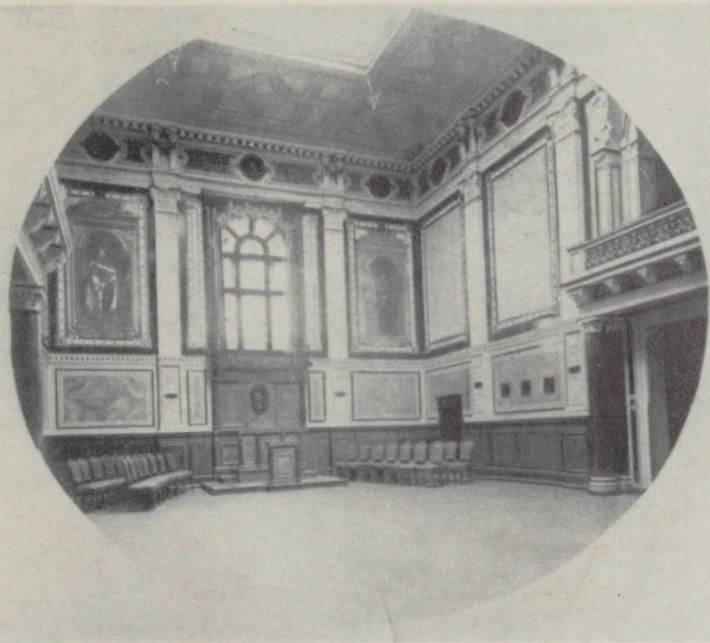


Abb. 27

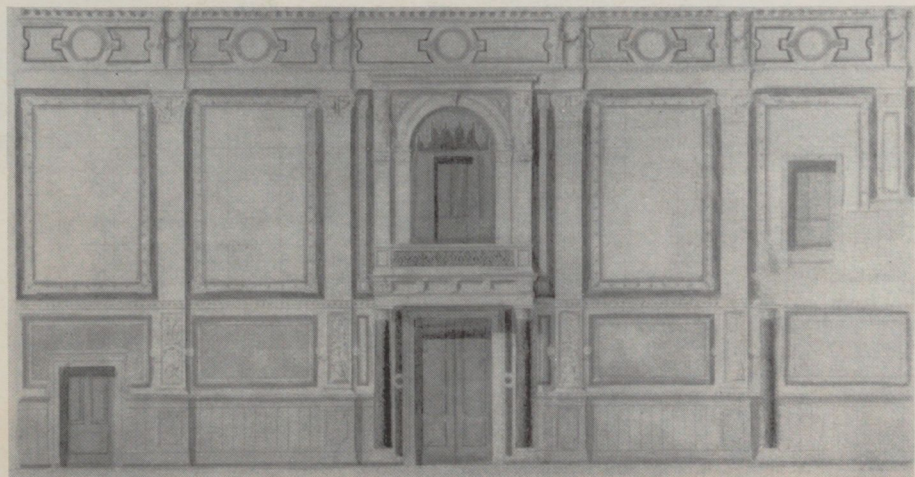


Abb. 28





Abb. 29a/b



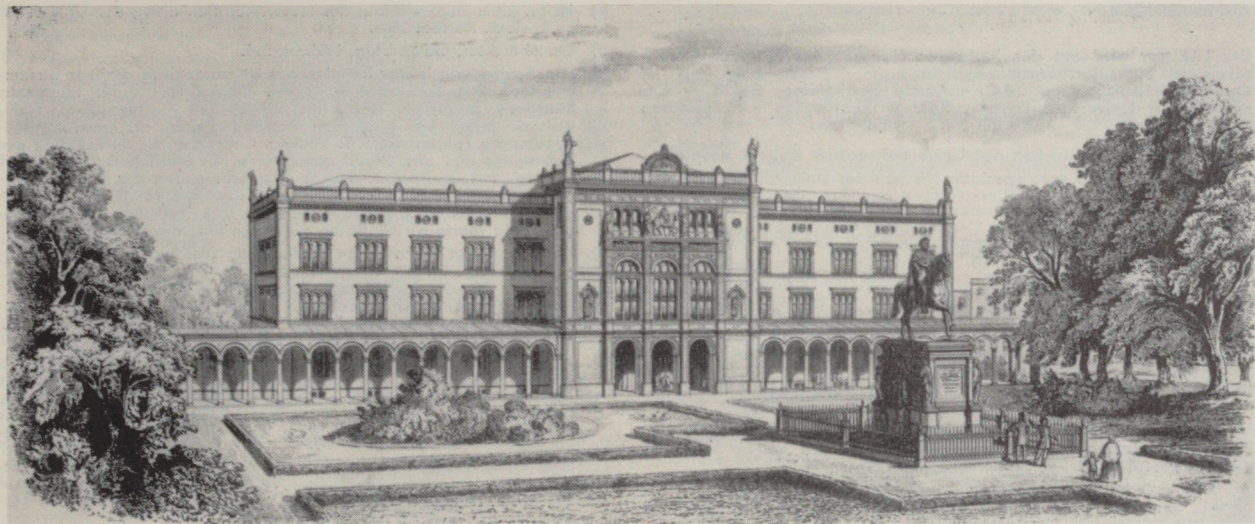


Abb. 30

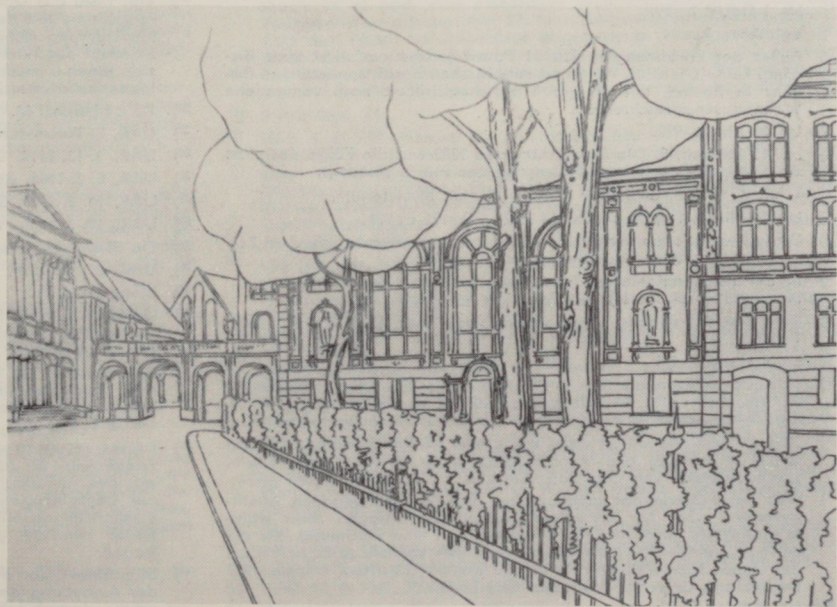


Abb. 31



## ANMERKUNGEN

Die Literatur wird mit der laufenden Nummer des Literaturverzeichnisses und einer Kurzbezeichnung zitiert.  
Verwendete Abkürzungen: AK = Ausstellungskatalog, GdUR = Geschichte der Universität Rostock, RdK = Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte.

Für die zitierten Archivalien des Universitätsarchivs Rostock bedeutet

UAR: R I XI A 17 Acta specialia Neubau des Universitäts-Gebäudes (umfaßt Vizekanzlerialsakten von Dez. 1864 bis Febr. 1867 und Konzilsakten).

UAR/M: R XI A 16 Acta specialia betreffend das Gebäude für das naturhistorische Museum 1833.

<sup>1)</sup> Lit. 19 Lorenz, *passim*.

<sup>2)</sup> Ebenda, 63.

<sup>3)</sup> Lit. 22 Plagemann, 21. Für Basel wurde noch 1842 zur Unterbringung der sich in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts rasch vergrößernden öffentlichen Kunstsammlungen ein Bau vorgeschlagen, der auch eine Bibliothek, die naturwissenschaftlichen Sammlungen und Universitätsinstitute, Hörsaal und Aula beherbergen sollte.

<sup>4)</sup> Lit. 21 Parow-Souchon, Album, Abb. 66 u. 67 und Diss., 39.

<sup>5)</sup> Zur wachsenden Bedeutung der Chemie in jenen Jahren in Rostock vgl. Lit. 28 Schott, 987/988.

<sup>6)</sup> UAR/M, 16. 1. 1833, Schreiben des Rektors a. d. Großherzog.

<sup>7)</sup> Die von Biscamp veranschlagten Baukosten inklusive Material bezifferten sich auf rund 11000 Rtl.

<sup>8)</sup> Lit. 1 GdUR 1., 89.

<sup>9)</sup> Vgl. Anm. 3.

<sup>10)</sup> Außer der Erwähnung in Lit. 21 Parow-Souchon existiert über Biscamp keine Literatur. Aufgrund stilkritischer Gesichtspunkte sind ihm aber in Rostock mit einiger Wahrscheinlichkeit noch vorhandene Wohnhäuser zuzuschreiben.

<sup>11)</sup> Lit. 28 Schott, 998.

<sup>12)</sup> Lit. 13 Karsten, 5. Die Erweiterung von 1832 war die Folge des nicht zustande gekommenen Museumsprojektes von E. Biskamp.

<sup>13)</sup> UAR, 4. 1. 1865, Schreiben Vizekanzler an Ministerium.

<sup>14)</sup> Lit. 20 Milde, 169/170 sowie die Abb. 169, 171 u. 172.

<sup>15)</sup> Diese Fensterformen erscheinen auch bei dem etwa zur gleichen Zeit entstandenen Wohnhaus Demmlers in Schwerin.

<sup>16)</sup> In der Fachterminologie des 19. Jh. Scudellen (vom italien. „scodella“ = Schüssel) genannt.

<sup>17)</sup> Vgl. den Jahresbericht des Vizekanzlers Both nach Lit. 1 GdUR, 1., 90.

<sup>18)</sup> Lit. 3 Bernal; 301.

<sup>19)</sup> Das gilt insbesondere für die Physik als Einzeldisziplin, unbeschadet der Aussage in Lit. 14 Kelbg, 839, daß sich die Physik als selbständige Wissenschaft in Rostock erst ab etwa 1850 herausgebildet habe.

<sup>20)</sup> „Die Entwicklung wurde dann von einem bemerkenswerten Charakter, dem Prototyp des hochbegabten Wissenschaftlers von heute, vorangetrieben, von Otto von Guericke . . .“ (Lit. 3 Bernal, 331).

<sup>21)</sup> Was beim Grade der Idealisierung resp. der Verwendung idealisierender, aber für authentisch gehaltener Vorlagen mehr wahrscheinlich als gewiß ist. Am ähnlichsten ist eine Zeichnung, die als Vorlage unmittelbar nicht infrage kommen konnte, Abb. bei: Carl von Linné; Lappländische Reise und andere Schriften. Leipzig 1977 (= Reclams Universal-Bibliothek 696) S. 175.

<sup>22)</sup> Lit. 5 Buhr, Klaus, 271.

<sup>23)</sup> H. Fr. Link, Beschreibung der Naturalien-Sammlung der Universität zu Rostock. Rostock 1806.

<sup>24)</sup> Lit. 26 Richter, Guttenberg, Libbert, 266.

<sup>25)</sup> Die Anwendung in der Renaissance ist massenhaft, steht in Zusammenhang mit der Entwicklung von Baumeister- (oder allgemein Künstler-) Bildnissen sowie mit Stifter- und Auftraggeberporträts, die vor allem bei fürstlichen Persönlichkeiten als genealogisch-dynastische Folgen mit z. T. fiktivem Charakter zur Befestigung der Legitimität und des Gottesgnadentums von Herrschaft ausgebildet wurden. Erst die historisierende Wiederbelebung des Renaissancegedankens von den „uomini famosi“ löste diese Vorstellung von den Resten mittelalterlichen Toposdenkens und mythologischer Bedeutung und führte zu wirklicher, historisch fundierter Authentizität.

<sup>26)</sup> Es ist eine Art Urmotiv. Beispiele sind: Woldemar Herrmann, Römisches Haus, Leipzig 1832–34; Gottfried Semper, Villa Rosa, Dresden 1839; Hermann Nicolai, Haus Seebach, Dresden 1839. Das naheliegendste Beispiel ist die Fassade des Saalbaus des Rostocker Palais auf dem Universitätsplatz.

<sup>27)</sup> Gustav Hörnig, Gesellschaftshaus, Dresden 1837/38; hier sind die großen Scudellen in den Achsen über den 3 Fenstern angeordnet (die Bildnisse zeigen Raphael, Dürer und Rubens); Ludwig F. Hesse, Lehrgebäude der Tierarzneischule Berlin 1839/40 (je 6 Scudellen mit Büsten von Naturwissenschaftlern und Gründern von Tierarzneischulen). Eine systematische Aufarbeitung zur Entwicklung der Wissenschaftlerprogramme an entsprechenden Bauten des Historismus ist dem Verfasser nicht bekannt geworden. Auf Künstlerprogramme an Museumsbauten geht Lit. 22 Plagemann ein.

<sup>28)</sup> Vgl. dazu das Urteil über Rauch in Lit. 23 AK Rauch, 18: „Das Einverständnis mit dem Vorgefundenen wird auch durch offenkundige Idealisierung nicht dementiert, denn Rauch glättet die Trennlinien zwischen der Wirklichkeit und dem Reich des Schönen und bemüht sich, einen unmerklichen Übergang herzustellen. Darin liegt . . . ein biedermeierlicher Zug“.

<sup>29)</sup> Lit. 19 Lorenz, 68.

<sup>30)</sup> UAR, 8. Fortsetzung der 18. Missive v. 12. 2. 1866.

<sup>31)</sup> UAR, 3. 12. 1864, Denkschrift Rektor und Konzil an Ministerium.

<sup>32)</sup> UAR, 6. 2. 1865, Baugutachten Wachenhusen betr. weißes Kolleg.

<sup>33)</sup> UAR, 15. 2. 1865, Schreiben Ministerium an Rektor u. Konzil.

<sup>34)</sup> UAR, 19. 3. 1865, Vortrag Rektor u. Konzil an Ministerium.

<sup>35)</sup> Lit. 34 Universitätsgebäude 1872, 417.

<sup>36)</sup> UAR, 20. 12. 1864, Schreiben Ministerium an Vizekanzler.

<sup>37)</sup> Siehe Anm. 41.

<sup>38)</sup> UAR, 23. 3. 1865, Schreiben Vizekanzler an Ministerium, Beischluß Vortrag Rektor und Konzil.

<sup>39)</sup> Lit. 24 Rauda, 358 verweist auf die Stellung des einstigen Rathauses der Neustadt am Hopfenmarkt, des nachmaligen Auditorium magnum, als Blickziel der Führung der ehem. Blutstraße. In dieser Blickachse lag nach dem Abriß des Auditoriums ja unverstellt auch das weiße Kolleg und würde nun der künftige Neubau liegen.

<sup>40)</sup> Dieser Vorschlag war bereits von Wachenhusen in seinem Gutachten (siehe Anm. 32) gemacht worden und auch von Both hatte zunächst, was den Außenbau anbelangte, wohl direkt an eine Verwirklichung der Demmlerschen Pläne gedacht (vgl. UAR, 4. 1. 1865, Schreiben Vizekanzler an Ministerium). Diese Haltungen sind nicht nur eine Sache zweckmäßigen Denkens, sondern wohl auch Gesinnungsfragen.

<sup>41)</sup> Streitobjekt war der Rückfall der Gebäude an die Stadt im Falle der Aufhebung der Universität in Rostock. Die Absurdität der Berufung darauf anläßlich eines Neubaus wurde von Both ins Feld



- geführt und die Angelegenheit schließlich als nicht notwendig zu klären neutralisiert – gegen den Protest des Rates.
- 42) 1 Quadratfuß (hamburgisches Maß) entspricht 0,818 m<sup>2</sup>
- 43) Der Bibliotheksflügel ist bautechnisch durch die konsequente Verwendung einer Eisenkonstruktion ausgezeichnet, die aus Sicherheitsgründen (Feuersgefahr) wie statisch der Zwischengeschosse weger sich empfahl und auch z. T. in den Säulen vorgezeigt wurde, die aber im Sinne der Stilarchitektur ornamental behandelt waren. Der Hersteller der Teile dürfte die Rostocker Firma Zeltz und Tischbein gewesen sein, da der „Maschinenbauer“ A. Tischbein nach der Einweihung des Baues mit dem goldenen Verdienstkreuz des Hausordens der Wendischen Krone dekoriert wurde.
- 44) Lit. 18 Lisch 1857, 629.
- 45) Es wäre möglich, daß in dieser Phase, als noch Sandstein für die Rustizierung vorgesehen war (der kurz darauf aus Ersparnisgründen gestrichen wurde), an eine solche steingerechte Materialbehandlung gedacht war.
- 46) UAR, 16. 12. 1865, Schreiben Ministerium an Vizekanzler, dritter Beischluß.
- 47) Lit. 1 GdUR 1., 38.
- 48) Ausspruch des preußischen Gesandten in Rom, Frhr. von Bunsen, zitiert nach Lit. 11 Hinz, 57.
- 49) Erinnert sei an Ludwig I. von Bayern oder Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, die sich selbst mit Bauideen einmischend wie die barocken Potentaten vom Range der Schönborn, Liechtenstein u. a., eng und quälend mit den nun überwiegend gelehrten Architekten des Klassizismus romantischer Prägung zusammenarbeiteten.
- 50) Siehe Anm. 81.
- 51) Da „im Kostenanschlag auch allegorische Figuren angenommen sind und ... Personenstatuen nach der Angabe des Hof-Bauraths Willebrand 300 bis 400 Rtl. mehr kosten“ (UAR, 4. 4. 1866, Schreiben Vizekanzler an Rektor und Konzil(?)).
- 52) „Die Rücksicht auf die thunlichste Kostenersparung ist um so wichtiger, als an dem Gegentheile das ganze Vorhaben scheitern könnte“ (UAR, 12. 4. 1865, Schreiben Ministerium an Vizekanzler).
- 53) UAR, 9. 4. 1866, Protokoll der Sitzung der Baukommission.
- 54) Ebenda.
- 55) Hinter diesen Amputationen könnte in der Baukommission Krabbe gestanden haben, um die Entscheidung im Sinne seiner erklärten Aversion gegen Aufklärungsphilosophie und Naturrechtslehre – er grenzte seinen Begriff vom „christlichen Staat“ vom Rationalismus unter ausdrücklicher Erwähnung u. a. von Grotius ab (vgl. Lit. 15 Krabbe 1866, 8.) – zu beeinflussen.
- 56) UAR, 23. 5. 1866, Schreiben Willebrand an Vizekanzler, Anlage Verhandlungsprotokoll vom 19. 5. 1866.
- 57) UAR, 23. 5. 1866, Schreiben Willebrand an Vizekanzler, Anlage.
- 58) Siehe Anm. 55.
- 59) UAR, 25. 5. 1866, Schreiben Vizekanzler an Ministerium. Boths Haltung ist ganz im Sinne des Erbvertrages von 1788.
- 60) UAR, 6. 6. 1866, Schreiben Ministerium an Vizekanzler.
- 61) siehe Anm. 51 sowie UAR, 6. 4. 1866, Schreiben Willebrand an Vizekanzler, Anlage 1, Vorwort zum Material- und Kostenanschlag: „die ursprünglich intendirten Fresken in den großen Wandfeldern, bestimmt, dem genannten Raume eine feierliche Würde zu verleihen, mußten des Kostenpunktes wegen dieser einfachen Dekoration weichen“.
- 62) UAR, 29. 4. 1867, Plan zur Ausschmückung der Aula usw. von H. Willebrand, Schwerin.
- 63) Die Bauakten des Vizekanzlerariats der Universität von etwa Anfang Februar 1867 bis Bauende sind verloren, desgleichen die entsprechenden Akten im StA Schwerin.
- 64) Lit. Stüler 1864, Spalte 10.
- 65) UAR, 25. 5. 1867, Sitzungsprotokoll der Baukommission.
- 66) UAR, 27. 6. 1867, Sitzungsprotokoll der Baukommission.
- 67) UAR, 25. 5. 1867, Sitzungsprotokoll der Baukommission.
- 68) Ebenda.
- 69) UAR, 3. 6. 1867, Sitzungsprotokoll der Baukommission.
- 70) Ebenda.
- 71) Dabei kam es dann gar nicht darauf an, einen zur Zeit der dargestellten Handlung Verstorbenen „nichts destoweniger ... seiner persönlichen Bedeutung wegen abzubilden“ oder die Herzöge „von hervorragenden Mitgliedern der Universität“ oder „deren gesamten Lehrpersonal empfangen“ zu lassen (wobei dann immer gleich die Namen der evtl. in Frage kommenden Personen genannt wurden) (UAR, 17. 6. 1867, Sitzungsprotokoll der Baukommission).
- 72) UAR, 22. 7. 1867, Protokoll der Konzilssitzung.
- 73) Der Vorschlag für Büsten stammte von dem Altphilologen Fritzsche, der für Standbilder ist möglicherweise identisch mit dem des Juristen v. Bar (siehe Anm. 80).
- 74) UAR, 25. 2. 1868, Ministerialreskript an Vizekanzler.
- 75) Diese Entscheidung, dem zur Zeit der Stiftung in Sternberg residierenden Herzog aus dem Hause Stargard als „Mitstifter“ einen Platz und noch dazu an solch prononciert Stelle zu geben, ist nicht nur eine Verlegenheitslösung, die von der plattesten „positivistischen“ Pervertierung dieser historischen Dekorationsprinzipien zeugt. Es ist auch eine ostentative Wendung gegen den auf der Baukommissionssitzung vom 27. Juni 1867 vorgebrachten Vorschlag, statt des schon am Außenbau abgebildeten Herzogs Johann Albrecht den Großherzog Paul Friedrich, „sowohl weil er der Erbauer des Neuen Museums ist, als wegen seiner sonstigen Verdienste um die Universität“, für das eine Porträt der Stirnwand vorzusehen.
- 76) Siehe Anm. 74.
- 77) UAR, 5. 3. 1868, Missive der juristischen Fakultät. Eine Einigung war auf der Fakultätssitzung nicht zu erreichen. Jeder sollte im Konzil seine Vorschläge vertreten. Gegen die im Konzil angenommenen Namen, die der Dekan Prof. Mejer vorgeschlagen hatte, versuchte Muther, seinen ebenso reaktionären Gesinnungsgenossen Wetzell, einen unterschiedenen Verfechter der landständischen mecklenburgischen Verfassung, in diese Liste zu bringen.
- 78) Die auf der Sitzung der Baukommission am 10. März 1868 aufgestellte Vorschlagsliste sah folgende Namen vor:  
Theologen: D. Chytraeus oder S. Pauli, Joh. Tarnow, Joh. Quistorp d. Ä., Heinr. Müller;  
Juristen: J. Oldendorp, J. E. v. Westphalen, A. D. Weber, C. F. Mühlenbruch;  
Mediziner: Janus Cornarius, S. Pauli d. J., Jac. Fabricius, S. J. Vogel;  
Philosophen: Albert Kranz, J. Jungius, D. G. Morhof, H. F. Link. Das lediglich bei Chytraeus der Bedeutung wegen durchbrochene Prinzip, keinen Gelehrten vom Außenbau zu wiederholen, war vernünftig und setzte sich durch. Für Fabricius wurde der jüngst verstorbene Mediziner C. M. R. Bergmann gesetzt; statt des Polyhistor Morhof wurde auf allerhöchsten Wunsch Hecker, wohl als einer der herzoglichen Vertreter der Bützower Zeit, aufgenommen.
- 79) Die etwas unklare Formulierung von der Ablehnung auch „verschiedenartiger Darstellungen“ kann konsequenterweise nur die Umschreibung der Ablehnung jeglicher bildhaften Dekoration sein.
- 80) UAR, 12. 8. 1867, Protokoll des Konzils.
- 81) Vgl. dazu Volker Helas: „Semper pflegte seine Bauten nicht nur bis



- zu den letzten Einzelheiten der technischen Realisierung zu entwerfen, er konzipierte auch das inhaltliche Programm der künstlerischen Ausschmückung. Die Auswahl der Namen der Darzustellenden gibt eine Vorstellung seines Kulturgeschichtsbildes" (Lit. 30 AK Semper, 275).
- <sup>82)</sup> Lit. 25 RdK 6., 281: „Zu Beginn der Neuzeit wurde die (im MA außer in Italien fast gänzlich unterbrochene) Verbindung von E(ule) und W e i s h e i t wiederhergestellt“.
- <sup>83)</sup> Lit 25 RdK 6., 282.
- <sup>84)</sup> Semper ordnet in seiner Sgraffito-Dekoration für das Züricher Polytechnikum der Putto-Allegorie der Scientia, die den Drachen der Unwissenheit besiegt, die Eule zu.
- <sup>85)</sup> Semper verwendet gleichfalls Greifen und Sphingen in der Sgraffito-Dekoration für das Haus seines Bruders Wilhelm, eines Apothekers. „Auch in den Greifen und Sphinxen, diesen mit Geheimnis umwobenen Gebilden der klassischen Vorzeit . . . würde sich leicht eine Beziehung finden lassen zu dem dunklen Walten der Natur, das die Chemie aufzuhellen bestrebt ist. Allein dies ist am Ende nicht so unbedingt notwendig; sie formieren eine schöne Verzierung und Ausfüllung, und dieses allein schon ist genug; obschon auch eine ferner liegende Symbolik noch zu schätzen ist, so bald sie unbeschadet der Schönheit stattfinden kann" (Lit. 29 Semper 1848, 281).
- <sup>86)</sup> Auf der späteren Nachzeichnung des Mittelteiles der Hauptfassade (Abb. 12) steht statt Diligentia Providentia.
- <sup>87)</sup> Lit. 31 v. Stein, 5.
- <sup>88)</sup> Dieses Bedeutungsspektrum  
 Diligentia = Sorgfalt, Achtsamkeit, Wirtschaftlichkeit;  
 Probitas = Rechtschaffenheit;  
 Pietas = Pflichtgefühl, Frömmigkeit, Anhänglichkeit, verehrende Liebe;  
 Modestia = Mäßigung, Besonnenheit, Bescheidenheit, Gehorsam, Sittsamkeit  
 ergibt 4 „kardinale“ Untertanentugenden (woraan sich nicht viel änderte, wenn für Diligentia Providentia (= Voraussicht, Fürsorge) gestanden haben sollte.
- <sup>89)</sup> Das sind Frömmigkeit – Weisheit, Treue – Mäßigkeit, Rechtschaffenheit – Geduld, Gerechtigkeit – Gehorsam, Sorgfalt/Voraussicht – Klugheit, also in der Tat in gewisser Weise kausal aufeinander bezogene oder beziehbare Paarungen.
- <sup>90)</sup> Im Palazzo Schifanoia in Ferrara zeigen die Saaldekorationen nach den Zeichnungen Cosimo Turas Sitzstatuen von Tugenden mit ihren Namen auf lateinisch beschrifteten Tafeln darunter.
- <sup>91)</sup> Vgl. dazu den aus dem Umkreis Durands stammenden Entwurf einer Art Ruhmeshalle für verdiente Bürger (Tugendtempel) in Lit. 20 Milde, 73, Abb. 64.
- <sup>92)</sup> Vgl. dazu Lit. 30 AK Semper, 275, Entwurf für die Nordfassade des Polytechnikums in Zürich 1863. In der Beschriftung stellte Semper zusammen mit den Namen berühmter Gelehrter und Künstler eine Reihe auf – Begabung, Eifer, Hingabe, Kühnheit, Wille, Wissen, Erfahrung, Fleiß, Ordnung, Fähigkeit, Beispiel, Sorgfalt, Erfindung, Geistesschärfe, Neigung, Umstände, Stärke, Standhaftigkeit, Maß – die nicht nur wirkliche Wissenschaftstugenden darstellt, deren lateinische Form er auch noch in den Ablativ gesetzt hat, um ganz praktisch ihre instrumentale Rolle zu kennzeichnen. Sie sind also konkret bezogen auf die nachfolgenden Namen und nicht bloße abstrakte ethische Normen.
- <sup>93)</sup> So zeigt der Bau der Berliner Nationalgalerie (1865–1875, Entwurf Stüler, Ausführung Strack) über den Fenstern nur noch Tafeln mit Künstlernamen und den Lebensdaten.
- <sup>94)</sup> Hegel formulierte diese Abwehr mit besonderer historischer Prägnanz: „In der modernen Kunst zeigt sich zwar auch eine Auffassung bestimmter und in sich zugleich allgemeiner Mächte. Dies sind jedoch zum größten Teil nur kahle frostige Allegorien . . . überhaupt der Tugenden und Laster . . . woran wir keinen Glauben haben. Denn bei uns ist es die konkrete Subjektivität allein, für welche wir in den Darstellungen der Künste ein tieferes Interesse empfinden, so daß wir jene Abstraktionen nicht für sich selber, sondern nur als Momente und Seiten der menschlichen Charaktere und deren Besonderheit und Totalität vor uns sehen wollen". (Lit. 10 Hegel 1., 221).
- <sup>95)</sup> Ob auf den Rostocker Bau der etwas unscharfe Begriff der „Komposition" paßt, wie ihn Lit. 25 RDK 7., Sp. 546 im Anschluß an eine Formulierung von G. Bandmann eingeführt hat und der gerade für historisierende Architektur zutreffen soll, ist fraglich.
- <sup>96)</sup> UAR, 31. 1. 1866, Schreiben Willebrand an Vizekanzler, spricht von der Auseinandersetzung mit der Stadt um die Festlegung der Baulinien.
- <sup>97)</sup> Lit. 35 Universitätsgebäude 1873, 56 bezeichnet den Farbklang als relativ hart und wohl noch im Laufe der Zeit zusammenwachsend.
- <sup>98)</sup> Durch die spätere, aquarellierte Zeichnung der Fassade (Abb. 17) wird das zwar nicht bestätigt, doch kann die dilettantische Zeichnung durchaus Ungenauigkeiten in solchen Dingen beinhalten.
- <sup>99)</sup> Lit. 2 Bandmann, 145.
- <sup>100)</sup> Für die mecklenburgischen Gewerbeverhältnisse typischer als für die Bauverhältnisse ist die Herkunft des Ziegelmaterials. Alle einfachen Ziegel kamen aus Schwerin, die Formsteine hingegen wurden aus der Fabrik von March in Berlin-Charlottenburg bezogen. Die Schweriner Kunstziegelei auf dem Klätterberge war (ebenso wie die Schleifmühle) nach der Beendigung des Schloßbaus eingegangen. Dieses nur temporäre Funktionieren ist charakteristisch für spätfeudalistische Wirtschaftsprinzipien; es scheint vergleichbar der Luxusproduktion von Manufakturen für den Bedarf der Duodez-Residenzen des 18. Jahrhunderts, mit denen sie ebenfalls häufig auf Gedeih und Verderb verbunden waren.
- <sup>101)</sup> Zu den Wiederbelebern dieser Technik gehörte insbesondere Semper, der Sgraffito an seinem ersten Dresdener Theaterbau, am Hamburger Wohnhaus seines Bruders Wilhelm und am Polytechnikum Zürich anwandte. Der Autor der Rostocker Dekoration, der junge Berliner Maler Max Lohde (1845–1868, Schüler von Schnorr von Carolsfeld in Dresden und P. Cornelius in Berlin) widmete sich dieser Technik besonders und studierte ihre Anwendung in der oberitalienischen und toskanischen Renaissancearchitektur und an schlesischen Bauten des 16. Jahrhunderts. Von ihm stammt die treffende Bezeichnung des Sgraffito als monumentale Zeichnung.
- <sup>102)</sup> Lit. 34 Universitätsgebäude 1872, 416.
- <sup>103)</sup> Das Exemplar im Besitz der Arbeitsstelle Schwerin des Instituts für Denkmalpflege zeigt flüchtig mit Bleistift einskizziert: in den oberen Feldern unterschiedlich weit ausgeführte Festons, ganz rechts als Doppelgirlande mit einer daran hängenden Tafel usw. (wie Hauptfassade), im Feld links unten von der Standbildnische rechts ein kandelaberartiges Rankenmotiv. Hierbei handelt es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um spätere Eintragungen, die eine gewisse Kenntnis der Lohdeschen (?) Ideen voraussetzen.
- <sup>104)</sup> Wenn Lit. 20 Milde, 279 von „Anlehnung an die Zeugen der reich mit Terrakotta geschmückten mecklenburgischen Frührenaissance in Wismar und Gadebusch" spricht, so bleibt das hinter dem Selbstverständnis zurück, das auch Schwerin einbezog, und lenkt durch die bildliche Gegenüberstellung ausgerechnet mit dem schwächsten und spätesten Beispiel – Gadebusch – von der Vorbildproblematik



- weg. Auch die weiteren Ausführungen „Vor allem die Mittelpartie zeigt, daß Willebrand die formalen Möglichkeiten erkannt hatte, die jene Versuche boten, welche im 16. Jh. in den europäischen Ländern unternommen worden waren, um sich die italienische Renaissance anzueignen.“ schließt indirekt am, daß sich Willebrand an den Quellen über die Entwicklungsfähigkeit orientierte.
- <sup>105)</sup> Zu sehen auf einer farbigen Zeichnung im StA Schwerin (Min. f. Finanzen/Hochbau – Abt. Mappe Nr. 14 V, 5, 290).
- <sup>106)</sup> Lit. 9 Haupt, 242: „... der Gesamteindruck des Treppenbaus, obwohl etwas zusammengestoppelt, doch ganz venezianisch“.
- <sup>107)</sup> Bei der Kirchenfront der Scuola noch evident in den aufgeblendeten scheinillusionistischen Durchgängen links und rechts vom Portal auch wenn sie zugleich eine platzweiternde Funktion haben).
- <sup>108)</sup> Auch Lohdes Sgraffito-Ornamente, die Gebinde mit den Tugendtafeln, könnten von plastischem Fassadendekor venezianischer oder oberitalienischer Bauten des späten Quattrocento hergeleitet sein.
- <sup>109)</sup> Lit. 8 Forssman, 32. In interessanter Weise bestätigt den zeremoniellen Gebrauch von Architektur noch für das späte 19. Jahrhundert ein Bronzerelief vom Sockel des Schweriner Reiterdenkmal Friedrich Franz II. (1892 von L. Brunow), Abb. 18. In einer Szene aus der Einweihungsfeier des Universitätsgebäudes erscheint der Großherzog im Mittelpunkt der Komposition genau unter dem inneren Bogen des Portals.
- <sup>110)</sup> Die Justitia trägt als Attribut eine Tafel mit einer Waage und der Inschrift „XII TABULAE“, dem Hinweis auf das 12-Tafel-Gesetz, jener altrömischen Rechtsammlung, die die Grundlage alles vor der Begründung eines modernen bürgerlichen Rechts liegenden feudalistischen Rechtswesens war. Also hier ein betont regressives Moment.
- <sup>111)</sup> Von den vier ursprünglich zur Auswahl vorgeschlagenen Inschriften stammten zwei von Krabbe:  
„Deus est veritas et vita“,  
„Deus fons verae sapientiae“  
und zwei von dem Alphilologen Fritzsche:  
„Sine doctrina vita est quasi mortis imago“,  
„Sapere aude“.  
Bernhard Wandt verdankt der Verfasser den Hinweis auf dessen Vermutung, es handele sich bei dem am Bau verwendeten Spruch, dessen Autor nicht bekannt ist, um eine Zusammenziehung von Gedanken Krabbes und Fritzsches im Sinne eines Kompromisses.
- <sup>112)</sup> Nach den Universitätsstatuten von 1837 hatte die Universität Rostock „die althergebrachte Bestimmung, die reine Lehre der heiligen Schrift nach den Grundsätzen der unveränderten Augsburgerischen Confession . . . in sich aufzunehmen und zu verbreiten“ (nach Lit. 36 Wandt, 260).
- <sup>113)</sup> Erinnert sei an die Haltung, die beide im Fall des liberalen Theologen Baumgarten bezogen (vgl. Lit. 1 GdUR, 116–118).
- <sup>114)</sup> Lit. 16 Krabbe 1870, 24.
- <sup>115)</sup> Lit. 31 v. Stein, 7.
- <sup>116)</sup> Ebenda.
- <sup>117)</sup> Leider sind dem Verfasser keine Abbildungen von der Fassade vor dem Übertünchen der Sgraffiti bekannt geworden; Nachforschungen nach den entsprechenden Arbeiten Lohdes sind bisher ohne Erfolg gewesen. An der Giebelseite ist noch ein nicht überputzter Rest sichtbar (Abb. 19).
- <sup>118)</sup> Seit 1841 erhielten Hofbauräte den Rang in der 8. Klasse der Rangordnung.
- <sup>119)</sup> Die Idee zu diesen Säulen hat Willebrand sicherlich von den Säulen der Hofdornitz der alten Renaissance Teile des Schweriner Schlosses mitgebracht.
- <sup>120)</sup> Sehr ähnliche, doch weniger klassisierende Masken befinden sich unter dem Rippenkonsolenschmuck der Gewölbe der Obotritentreppe des Schweriner Schlosses.
- <sup>121)</sup> Sie befand sich dort bis zum Jahre 1945 und wurde später nach umfassender Restauration im ehemaligen Professorenzimmer provisorisch aufgestellt.
- <sup>122)</sup> So sinngemäß in Lit. 33 Nekrolog Willebrand, 332, 334.
- <sup>123)</sup> Lit. 31 v. Stein, 14.
- <sup>124)</sup> Vgl. die vier die Empore tragenden Säulen in der Aula, deren Symbolbezüge durch Embleme kenntlich gemacht sind.
- <sup>125)</sup> UAR, 6. 4. 1866, Vorwort zum Materialien- und Kostenanschlage, Anlage 1 zum Schreiben Willebrand an Vizekanzler.
- <sup>126)</sup> Dieser Aufgang wurde bei dem Umbau 1938 auf wenig glückliche Weise verlegt.
- <sup>127)</sup> Berlin, Palais Prinz Karl, 1827/28 und Palais Prinz Albrecht, 1830/32.
- <sup>128)</sup> Lit. 34 Universitätsgebäude 1872, Taf. nach 414.
- <sup>129)</sup> Diese Symbolfiguren finden sich auch auf den Kapitellen des Thronsaales, entweder mit einem Kranz in jeder erhobenen Hand oder Kranz und Palmzweig in den Händen (Abb. 26).
- <sup>130)</sup> An der Stirnwand befanden sich die Büsten von Sophokles, Homer und Aischylos, daran schloß an der rechten Seitenwand Vergil an. Über die noch dargestellt Gewesenen geben die Abbildungen keine Auskunft.
- <sup>131)</sup> Theodor Fischer (F.-Poisson) 1817–1873, Schüler des Schweriner Hofmalers Schumacher und von E. Bendemann an der Dresdener Akademie. Arbeitete für das Schweriner Schloß (u. a. Porträts und Porträtkopien für den Ahnensaal). Schuf neben Porträts religiöse und Genrebilder.
- <sup>132)</sup> Heute, nach der fortgeschrittenen Restauration der Polychromie, zeigt sie eine intensive, schwere Süße der Farben in der Ornamentik der Frieszone und im Gebälk, die ursprünglich sicher auf die ungenügendere Beleuchtung im Schatten des umlaufenden originalen Deckenstreifens und ohne jede zusätzliche künstliche Lichtquelle berechnet war.
- <sup>133)</sup> Siehe die Farbabbildung bei: Krüger, Renate: Schwerin und sein Schloß. Kulturhistorische Skizze. Schwerin 1979, 37.
- <sup>134)</sup> Vgl. dazu Lit. 37 Zänker, 73 zum Universitätsneubau Tübingen 1841–45, wo Ausmaß, Lage und Dekoration der Aula ebenfalls den Vergleich zum Thron- und Festsaal des Feudalschlosses hervorrufen.
- <sup>135)</sup> Lit. 27 Rückbrodt, 96/97 stellt als charakteristisch für die spätmittelalterlichen deutschen Landesuniversitäten fest, daß sie als obrigkeitliche Gründungen dennoch zunächst (architektonisch) Provisorien waren, deren Einnistung im Stadtorganismus mit allen Zufälligkeiten vor sich ging, während späteres Bestreben dahin lief, ein Hauptgebäude als zentrales Aula-, Hörsaal- und Bibliotheksgebäude, auch für Verwaltungs- und Beratungsräume einzurichten, das sich zumeist aus dem Artistenkollegium entwickelte.
- <sup>136)</sup> Volker Helas in Lit. 30 AK Semper, 269.
- <sup>137)</sup> Gerade darin lag natürlich auch ein Moment ideeller Aufwertung der alten Hauptgebäude, was bei der starken Traditionsverhaftung der bürgerlichen Universität von großer Bedeutung ist, nicht nur in diesem Falle.
- <sup>138)</sup> In Erlangen z. B. diente bis zur Errichtung des neuen Kollegienhauses 1886–1889 ein Schloß als Haupt- und Kollegiengebäude, die umgebaut Schloßkirche ab 1840 als akademisches Museum mit naturwissenschaftlichen Sammlungen, Instituten und Hörsälen.
- <sup>139)</sup> Die Literatur darüber ist spärlich, kritische Akzentuierungen zur Universitätsbaugeschichte finden sich allenfalls bei links orientierten BRD-Autoren, so Lit. 37 Zänker zu Tübingen. Das Übrige ist aus den nicht sehr zahlreichen und qualitativollen Abbildungen nur un-scharf habhaft zu machen.



- <sup>140)</sup> Daß sich, wie Lit. 4 E. Börsch-Supan, 139 behauptet, Stüler am Fürstenhof zu Wismar orientierte, aber dessen Ornamentik gewissermaßen im Sinne der klassischen oberitalienischen Renaissance korrigierte, ist ebenso möglich, wie bei Willebrand ja umgekehrt eine entsprechende Rücksicht auf venezianische Ursprünge anzunehmen ist.
- <sup>141)</sup> Lit. 32 Stüler 1864.
- <sup>142)</sup> Ebenda Spalte 10.
- <sup>143)</sup> UAR, 16. 12. 1865, Schreiben Ministerium an Vizekanzler 1. Beispruch Vortrag Willebrand v. 12. 12. 1865 (Erläuterung zu den Bauentwürfen).
- <sup>144)</sup> Das schließt an das an, was Lit. 18 Lisch 1857, 453 von der großen Wichtigkeit des Thronsaales des Schweriner Schlosses und der ihn umgebenden Räume „für das Vaterland, für vaterländische Denkmäler und vaterländische Kunst“ sagte. Es ist die konsequente Fortführung der Argumentation von 1853 für den als Vorbild u. a. zu Grunde liegenden Wismarer Fürstenhof: „ein ausgezeichnetes Musterbild eines echt vaterländischen Baues“, dessen Stil man „in Wahrheit einen mecklenburgischen nennen“ könne. (Lit. 17 Lisch 1853, 452).
- <sup>145)</sup> Nach Lit. 6 Dolgner, 155 lag dieser Renaissanceadaptation kaum theoretische Reflexion zugrunde, sie entstand vielmehr „unvermittelt, aus einer konkreten Situation, aus bestimmten lokalen Gegebenheiten“.
- <sup>146)</sup> So könnte wenigstens aus Lischs Programmen für den Schweriner Schloßbau gefolgert werden, wo er, beim Thronsaal, all zu unrealistisch Herrschereigenschaften und Landeseigentümlichkeiten allegorisieren läßt, wobei die alte Idee des Fürstenspiegels hier sicher keine Rolle mehr spielte, auf die man sich positiver berufen könnte. Wohl aber ist eine bürgerliche Entwicklung seines Denkens von einer Bauaufgabe zur anderen möglich.
- <sup>147)</sup> Lischs weltanschauliche Positionen müßten aus seinen Schriften eruiert werden.
- <sup>148)</sup> Alle Zitate Lit. 31 v. Stein, 3)
- <sup>149)</sup> Willebrand hatte bereits 1856, also noch vor der offiziellen Einweihung des Schweriner Schlosses, das Herrenhaus (Schloß) Matgendorf bei Laage im Renaissancestil errichtet.
- <sup>150)</sup> Hier muß ein kurioser später Versuch genannt werden, durch einen Rückgriff und eine Expansion diesem Stil zu neuer Bedeutung zu verhelfen: Auf einer Zeichnung des Baudirektors Wachenhusen vom Juli 1915 (Abb. 31) wird die Idee vorgeführt, die Fassade des Neuen Museums der des Hauptgebäudes stilistisch anzupassen und durch eine 4-jochige Arkade (begehbar und mit skulpturenschmückter Balustrade) an Stelle der vorderen Mauer des Klosterbezirks eine Verbindung zu einem rechts vom ehemaligen Oberappellationsgericht Demmlers gelegenen gedachten Neubau (?) zu schaffen. Die durch Kolossalfenster und große Standbildnischen ohne Rücksicht auf die ursprüngliche Fassadengliederung und den eigentümlichen Fragmentcharakter im Sinne einer Prunkarchitektur umgestaltete Front ist im Jahre 1915 ein fast unbegreiflicher Anachronismus. Nichts anderes als ein reaktionärer chauvinistischer Taumel, vielleicht genährt durch bestimmte Kriegserfolge des deutschen Imperialismus im Sommer 1915, kann so etwas gezeugt haben. Der Entwurf visiert sicher das Jubiläumsjahr 1919 an. Er ist auch undenkbar ohne eine dem Architekten eigene konservative Metierauffassung, die Wachenhusen schon mit seinem Neurenaissance-Sparkassenbau in der Schwaanschen Straße von 1912 demonstrierte.
- <sup>151)</sup> Lit. 7 Feist, 3.
- <sup>152)</sup> Ebenda.
- <sup>153)</sup> Lit. 17 Lisch 1853, 463/464 spricht davon, daß das alte Haupttreppenhaus (die sog. Obotritentreppe) „in der alten Form, wenn auch in den Verzierungen und den einzelnen Gliederungen geistreicher und

geschmackvoller wiederaufgebaut“ und „mehr sinnreich mit Beziehung auf den ganzen Schloßbau geschmückt“ werde.

- <sup>154)</sup> So Lit. 33 Nekrolog Willebrand und Lit. 12 Josephi, 19, der Willebrand gar als „geistige(n) Schöpfer des Schweriner Schlosses in seiner heutigen Erscheinung“ bezeichnete.
- <sup>155)</sup> Bezugnahme auf die Bestände des Staatsarchivs Schwerin.

#### Verzeichnis der zitierten Literatur

- 1 Autorenkollektiv unter Leitung von Gerhard Heitz: Geschichte der Universität Rostock 1419–1969. Festschrift zur Fünfhundertfünfzig-Jahr-Feier der Universität 1.2. Berlin 1969.
- 2 Bandmann, Günter: Der Wandel der Materialbewertung in der Kunsttheorie des 19. Jahrhunderts. In: Beiträge zur Theorie der Künste im 19. Jh. Frankfurt/Main 1971 (= Studien zur Philosophie und Literatur des 19. Jhs. 12/1), 129 ff.
- 3 Bernal, J. D.: Die Wissenschaft in der Geschichte. Berlin 1961.
- 4 Börsch-Supan, Eva: Berliner Baukunst nach Schinkel 1840–1870. München 1977 (= Studien zur Kunst des 19. Jahrhunderts 25).
- 5 Buhr, Manfred, Georg Klaus (Hg.): Philosophisches Wörterbuch 1.2. Leipzig 1974, 10. Aufl.
- 6 Dolgner, Dieter: Die nationale Variante der Neurenaissance in der deutschen Architektur des 19. Jahrhunderts. In: WZ Hochsch. f. Architektur und Bauwesen Weimar 20 (1973) 2, 155–166.
- 7 Feist, Peter H.: Historismus – ein grundlegendes Prinzip der Kunst im 18. und 19. Jahrhundert. In: Kunstwissenschaftliche Beiträge 5, 1–5. Beilage zur Zsch. Bildende Kunst 28 (1980) 3.
- 8 Forsman, Erik: Säule und Ornament. Studien zum Problem des Manierismus in den nordischen Säulenbüchern und Vorlageblättern des 16. und 17. Jahrhunderts. Stockholm 1956 (= Acta Universitatis Stockholmiensis. Stockholm Studies in History of Art 1).
- 9 Haupt, Albrecht: Baukunst der Renaissance in Frankreich und Deutschland 2. Berlin-Neubabelsberg (1923) (= Handbuch der Kunstwissenschaft).
- 10 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Ästhetik. 1. Berlin-Weimar 1976.
- 11 Hinz, Berthold: Friede den Fakultäten. Zur Programmatik des Verhältnisses von Kunst und Wissenschaft zwischen Aufklärung und Vormärz – Die Fakultätenbilder in Bonn. In: Brix, Michael, Monika Steinhäuser (Hg.): „Geschichte allein ist zeitgemäß“. Historismus in Deutschland. Gießen 1978, 53–72.
- 12 Josephi, Walter: Das Schweriner Schloß, Rostock (1924) (= Mecklenburgische Bilderhefte 2).
- 13 Karsten, Hermann: Zur Geschichte der naturwissenschaftlichen Institute der Universität Rostock. Rostock 1846.
- 14 Kelbg, Günter, Wolff Dietrich Kraeft: Die Entwicklung der theoretischen Physik in Rostock. In: WZ Univ. Rostock 16 (1967) Math.-nat. R. 7, 839–847.
- 15 Krabbe, Otto: Der christliche Staat und seine Aufgaben in der Gegenwart. Rede am Geburtstage S. Kgl. Hoheit des Allerdurchlauchtigsten Großherzogs und Herrn Friedrich Franz am 18. Februar 1866 . . . Rostock 1866.
- 16 Krabbe, Otto: Predigt und Rede bei der Feier der Einweihung des neuen Universitäts-Gebäudes zu Rostock am 27. Januar 1870 . . . Rostock 1870.
- 17 Lisch, G. C. F.: Über das Schloß zu Schwerin. In: Archiv für Landeskunde in den Großherzogtümern Mecklenburg 3 (1853), 449–466.



- 18 Lisch, G. C. F.: Das Großherzogliche Schloß zu Schwerin. Der Thronsaal und dessen Umgebungen. In: Archiv für Landeskunde in den Großherzogtümern Mecklenburg 7 (1857), 609–638.
- 19 Lorenz, Adolf Friedrich: Die Universitätsgebäude zu Rostock und ihre Geschichte. Rostock 1919.
- 20 Milde, Kurt: Neorenaissance in der deutschen Architektur des 19. Jahrhunderts. Grundlagen, Wesen und Gültigkeit. Dresden 1981.
- 21 Parow-Souchon, Rudolf: Die bürgerlichen Bauten in Rostock und Güstrow in der Zeit von ca. 1750–1850. Phil. Diss. Rostock. Rostock 1927 (dazu beim MS-Expl. ein Album mit 106 Fotografien).
- 22 Plagemann, Volker: Das deutsche Kunstmuseum 1790–1870. Lage, Baukörper, Raumorganisation, Bildprogramm. München 1967 (= Studien zur Kunst des 19. Jahrhunderts 3).
- 23 Rauch, Christian Daniel, 1777–1857. Staatliche Museen zu Berlin. Hauptstadt der DDR, Nationalgalerie. Berlin 1981.
- 24 Rauda, Wolfgang: Lebendige städtebauliche Raumbildung. Asymmetrie und Rhythmus in der deutschen Stadt. Berlin 1957.
- 25 Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte 1.–7. Stuttgart 1937–1971, München 1972 ff.
- 26 Richter, Rolf, Hermann v. Guttenberg, Eike Libbert: Die Entwicklung der Botanik in Rostock. In: WZ Univ. Rostock 17 (1968) Math.-nat. R. 4/5, 263–275.
- 27 Rückbrod, Konrad: Das bauliche Bild der abendländischen Universität in den ersten fünfhundert Jahren ihres Bestehens unter dem Einfluß des Bautyps Kollegium. Stuttgart (1972).
- 28 Schott, Günther: Zur Geschichte der Chemie an der Universität Rostock (bis 1945). In: WZ Univ. Rostock 18 (1969) Math.-nat. R. 8, 981–1017.
- 29 Semper, Gottfried: Haus des Apothekers Semper in Hamburg. In: Allg. Bauzeitung 13 (1848), 279–282.
- 30 Semper, Gottfried, zum 100. Todestag. Hg.: Staatliche Kunstsammlungen Dresden; Institut f. Denkmalpflege, Arbeitsstelle Dresden. Ausstellung im Albertinum zu Dresden 15. Mai bis 29. August 1979. Dresden 1979.
- 31 v. Stein, Heinrich: Friedrich Franz II. und die Universität Rostock. Geburtstagsrede, 28. Februar 1891. Rostock 1891.
- 32 Stüler, August: Das neue Universitäts-Gebäude zu Königsberg. In: Zsch. f. Bauwesen 14 (1864) 1, Spalten 1–14; Atlas zur Zsch. f. Bauwesen 14 (1864), Taf. 1–7.
- 33 Todtenschau (= Nekrolog Willebrand). In: Deutsche Bauzeitung 33 (1899) 52, 332, 334.
- 34 – F. – (= Fritsch, Karl Ernst Otto): Das Universitäts-Gebäude in Rostock. In: Deutsche Bauzeitung 6 (1872), 414–417.
- 35 O. V.: Das Universitäts-Gebäude in Rostock. In: Deutsche Monatshefte 1 (1873), 54–58.
- 36 Wandt, Bernhard: Kanzler, Vizekanzler und Regierungsbevollmächtigte der Universität Rostock 1419–1870. Phil. Diss. (MS) Rostock 1969.
- 37 Zänker, Jürgen: Die architektonische Selbstdarstellung der Universität Tübingen. Die „Neue Aula“ von 1841/45 und ihre Erweiterung von 1928/31. In: Wem gehört die Universität. Hg.: Doehlemann. Gießen/Lahn 1977, 67–88.

#### BILDNACHWEIS

Hochschul-Film- und Bildstelle der WPU Rostock:  
1, 2, 3, 4, 9, 12, 16, 17, 22, 23, 24, 27, 28, 30.  
Institut für Denkmalpflege, Arbeitsstelle Schwerin:  
7, 8, 13, 14, 15  
Verfasser: 5, 6, 10, 11, 18, 19, 20, 21, 25, 26, 29, 31.



405  
Bernhard Wandt

## Die Universität Rostock und Johannes Kepler (1571 - 1630)

Um es gleich vorweg zu nehmen: Johannes Kepler hat ein Lehramt an der Universität Rostock nicht innegehabt.

Doch wenn Hermann Ley in seiner beachtenswerten „Geschichte der Aufklärung und des Atheismus“<sup>1)</sup> zwar sehr viel Wahres über Johannes Kepler berichtet, dann aber in einem Satz sagt: „Rostock bot Kepler eine Professur an, die dieser ablehnte“<sup>2)</sup>, so weicht er hier doch von der Wahrheit ab, oder er macht es sich zu einfach.

Die Zusammenhänge sind ein wenig anders zu sehen: Kepler hat den Ruf nach Rostock nicht abgelehnt, und das war Veranlassung zu versuchen, die Zusammenhänge soweit wie möglich aufzuhellen und dokumentarisch zu beleuchten.

Hermann Ley erwähnt auch nicht, daß die Professoren der Philosophischen Fakultät an der Universität Wittenberg bereits im Jahre 1611 im Zusammenhang mit Berufungsverhandlungen für den vakanten Lehrstuhl für höhere Mathematik — wenn auch *secundo loco* — darauf hinwiesen, daß Johannes Kepler ein berühmter Wissenschaftler und deshalb würdig sei, an die Universität Wittenberg überhaupt, als auch auf den Lehrstuhl berufen zu werden.<sup>3)</sup>

Auch Johannes Koppe erwähnt in der Biographie über Johannes Kepler diesen Berufungsvorschlag der Universität Wittenberg nicht.<sup>4)</sup> Der Vorschlag ist Kepler sicher auch nicht bekannt geworden, denn das Hallesche Oberkonsistorium gab den Vorschlag zwar an den Kurfürsten weiter, betonte aber erfahren zu haben, daß Kepler eine Berufung nach Wittenberg nicht annehmen würde. Eine Begründung für diese Stellungnahme ist nicht gegeben, sie dürfte in allgemein ablehnender Haltung gegen Kepler zu sehen sein.<sup>5)</sup> Und der nicht zu verkennende Geist der Aufgeschlossenheit an der Universität Wittenberg war wohl doch nicht stark genug, um die Bedenken der kirchlichen Behörde

gegen die auf naturwissenschaftlichen Erkenntnissen beruhende Haltung eines Johannes Kepler ausräumen zu können.

Schon während seines Studiums in Tübingen in der Artistenfakultät, das er mit der Magisterwürde abschloß, und in der Theologischen Fakultät hatte Kepler sich naturwissenschaftlichen Studien zugewandt, die ihn zur selbständigen Beschäftigung mit der Astronomie und zur Beschäftigung mit der copernicanischen Lehre führten. Letztere war aber bei der damals an der Universität Tübingen herrschenden Orthodoxie verpönt.<sup>6)</sup>

Kepler verließ Tübingen ohne theologisches Examen und wurde in Graz bei den Landständen von Steiermark als Mathematiker und als Lehrer an der protestantischen Stiftsschule tätig, das er wegen der Protestantenverfolgungen aber verlassen mußte. Kepler nahm die Aufforderung Tycho de Brahe's an, als sein Gehilfe nach Prag zu kommen. Nach dem Tode Tycho de Brahe's im Jahre 1601 wurde er dessen Nachfolger. Er erhielt die Stelle eines kaiserlichen Mathematikers und Astronomen am Hof des toleranten Rudolf II., der sich durch die Berufung der berühmten Astronomen Tycho de Brahe und Johannes Kepler zu einer Zeit, als der Protestantismus in Österreich und in Böhmen noch nicht von der Gegenreformation liquidiert war, nicht unbeträchtliche Verdienste um die Wissenschaften erwarb.

Als Kepler im Jahre 1608 die Frankfurter Buchmesse besuchte, zog es ihn — am 27. Dezember 1571 in Weil der Stadt in Württemberg geboren — aber doch in die Heimat, und er versuchte an der Universität Tübingen zu ermitteln, ob eine Rückkehr möglich sei. Er war inzwischen ein berühmter Gelehrter geworden, und die Stuttgarter Kirchenbehörde stand dem Ansinnen Keplers zuerst auch wohlwollend gegenüber. Doch lehnte Kepler es ab, sich der



Konkordienformel zu unterwerfen. Er kehrte nach Prag zurück, wo seine Lage aber zusehends schlechter wurde.<sup>7)</sup> Bei der Leere der kaiserlichen Kassen wurde das vereinbarte Gehalt nicht gezahlt, außerdem wurde Kepler als Protestant in Prag immer mehr zur unerwünschten Person.

Nachdem Rudolf II. aus gesundheitlichen Gründen im Jahre 1611 zugunsten seines Bruders Matthias abdanken mußte, suchte Kepler, eben zu der Zeit, als die Universität Wittenberg seine Berufung erwog, eine neue Wirkungsstätte und wäre gerne nach Württemberg zurückgegangen, um an der Gelehrtschule (Pädagogium) in Stuttgart tätig zu werden. Doch die zuständige geistliche Behörde in Stuttgart stand den von der Landesregierung ausgehenden Bestrebungen, die auch darauf zielten, Kepler für die Universität Tübingen zu gewinnen, ablehnend gegenüber.

Nach dem Tode Rudolfs II. wurde Kepler 1612 Mathematiker der oberösterreichischen Landschaft und unterrichtete an der protestantischen Schule der Landschaft in Linz/Donau. In Linz hatte er eine Kontroverse mit dem lutherischen Prediger, die vor das Konsistorium in Stuttgart kam, wo Kepler wiederum auf Ablehnung stieß. Kepler solle „bey der reinen, gesunden Lehr beständig verharren“. Die Konsistorialräte wollten ihn demütigen, einige nannten ihn später sogar „Schwindelhirnlein“<sup>8)</sup>, so wie Luther einst Kopernikus einen „Narren“ geschmäht hatte.

In Linz erreichte Kepler im Jahre 1617 der Ruf auf den Lehrstuhl für Mathematik an der Universität Bologna, den er jedoch ablehnte, weil er seine wissenschaftliche Freiheit nicht aufgeben wollte.<sup>9)</sup>

Es stellte sich später auch heraus, daß der Vatikan in Rom sein Eintreten für die copernicanische Lehre mit einem Verbot seines Lehrbuches der copernicanischen Astronomie andnete.<sup>10)</sup>

Kepler hat mit Angehörigen des katholischen Glaubens, ja sogar mit Jesuiten brieflich verkehrt, in Prag auch persönlichen Umgang gehabt. Von Protestanten wiederum wurde ihm das, obwohl er an seinem protestantischen Glauben festgehalten hatte, zum Vorwurf gemacht, er wurde wegen seiner selbständigen, abweichenden Meinung über Glaubensfragen und wegen seiner toleranten Haltung vielfach als Ketzer angesehen. Aber bei seinem Bestreben, in die Geheimnisse des Universums einzudringen und unduldsam für die copernicanische Lehre und deren Weiterentwicklung

einzutreten, mußte ihn jede religiöse Enge hindern. Zwischen den Konfessionen stehend war er nicht nur in katholischen, sondern auch in protestantischen Gebieten Verfolgungen und Behinderungen ausgesetzt.

Nach Fertigstellung der „Rudolphinischen Tafeln“ brachte Kepler diese in Erfüllung der ihm 1601 übertragenen Aufgabe im Jahre 1628 nach Prag und übergab sie Kaiser Ferdinand II. – Kaiser Matthias war 1619 verstorben –, der daraufhin die Auszahlung eines Teilbetrages der Forderungen Keplers verfügte. Das Geld hat Kepler aber nie erhalten. Für den „Restbetrag“ von 12000 Gulden verwies ihn der Kaiser an den damals noch mächtigen Albrecht von Waldstein (Wallenstein), Herzog von Friedland seit 1624 und Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres (1583–1634). Verrechnung sollte aus den Einkünften Wallensteins aus den beiden Herzogtümern Mecklenburg und dem Bistum Schwerin erfolgen, die ihm für verauslagte Gelder zur Ausstattung und Versorgung eines Söldnerheeres übereignet worden waren und für die ihm 1628 auch die Herzogswürde verliehen wurde.<sup>11)</sup>

Durch diese Entscheidung des Kaisers wurde der direkte Kontakt zwischen Wallenstein und Kepler eingeleitet. Wallenstein, erfreut einen so berühmten Gelehrten gewonnen zu haben, forderte Kepler auf, an seinen Hof nach Sagan zu kommen und dort in Ruhe zu arbeiten. Kepler hatte in Sagan keine Not zu leiden, aber an eine Erfüllung des kaiserlichen Auftrags zur Auszahlung der restlichen Gehälter dachte auch Wallenstein nicht.

Er forderte dagegen von Kepler astrologische Konsultationen. Kepler konnte sich dieser Forderung zwar nicht widersetzen, war aber wenig geneigt, das Gebiet der exakten Wissenschaft der Astronomie wegen Wallensteins Vorliebe für die Astrologie zu verlassen. Insofern wird Wallenstein auch nicht unbedingt Veranlassung gesehen haben, sich besonders für Kepler einzusetzen.

Dennoch ließ er Kepler, wohl auch in der Absicht, den Gläubiger und lästigen Mahner ohne eigene Verpflichtung zu besänftigen, eine Professur für Mathematik an der Universität Rostock anbieten.

Wallenstein war ja mit der Verleihung der Herzogswürde für Mecklenburg und mit der Übernahme des Bistums Schwerin auch Kanzler der Universität Rostock geworden.

In seiner Aufgabe als „General-Obriest-Feldhauptmann“ und als „General der ganzen kaiserlichen Schiffsarmada zu



Meer wie auch des Baltischen und Ozeanischen Meeres General" vertrat Wallenstein die katholische Partei, auf deren Unterstützung er auch angewiesen war. Aus Gründen der Staatsklugheit zeigte er sich aber der lutherischen Landeskirche in Mecklenburg gegenüber sehr rücksichtsvoll. Bei längerer Dauer und Befestigung seiner Regierung hätten sicher die Jesuiten ihre Forderungen geltend gemacht und ihn zu einer anderen Haltung gezwungen, wie er vorher auch schon die Durchsetzung der katholischen Religion in Mecklenburg erwogen hatte.<sup>12)</sup> Wallenstein achtete vorerst das kirchliche Bekenntnis des Landes und ließ die Ausübung dieses Bekenntnisses im Rahmen der mecklenburgischen Kirchenordnung in jeder Hinsicht gewähren. Er wollte seine noch nicht gefestigte Herrschaft in Mecklenburg nicht unnötig gefährden.

Zudem war bei ihm die Religion nicht Überzeugungssache, sondern nur ein Glied in seiner berechnenden Politik. Er ließ den mecklenburgischen Ständen übermitteln, er werde die Privilegien und die Religion nicht antasten. Auch in den Kapitulationsbedingungen von Wismar und Rostock wurde die Gewährleistung freier Ausübung des lutherischen Bekenntnisses verlangt, zugebilligt und auch eingehalten.<sup>13)</sup> In gleicher Weise zeigte Wallenstein auch Rücksichtnahme gegenüber der Universität des Landes, obwohl er darüber unterrichtet war, daß sie ebenso wie die Einwohnerschaft des Landes die Verbindung zu dem angestammten Herzogshaus nicht abreißen ließ. Er gewährte der Universität während der ganzen Zeit, in der seine Truppen Mecklenburg besetzt hielten, Schutz und Förderung.<sup>14)</sup> Dabei wurde sein Verhältnis zur Universität Rostock offensichtlich nicht so sehr durch das Bestreben bestimmt, die lutherische Einrichtung zu erhalten und zu pflegen, als vielmehr durch das ehrgeizige Bestreben, sich den Ruhm eines Förderers der Wissenschaften zu sichern.

Wallenstein veranlaßte den Senior des rätlichen Professorenkollegiums<sup>15)</sup>, Professor Dr. jur. Lindemann<sup>16)</sup>, Kepler für eine Berufung nach Rostock zu gewinnen.

Kepler schrieb darüber an seinen Freund Professor Bernegger in Straßburg am 22. Juli 1629:

„Was nun die Hochschule in Rostock anlangt, so werde ich, wenn es sich auch ganz zweifellos um eine Willensmeinung des Herzogs von Friedland handelt, mich doch nicht vorzeitig auf diese erste Mitteilung verlassen wegen anderer Befehle, die man mir vor ganz wenigen Tagen gab und die

so gehalten sind, als sei Sagan mein Aufenthaltsort. Inzwischen habe ich jedoch meine Bereitwilligkeit erklärt unter folgenden Bedingungen:

1. Der Fürst selbst soll mir die Erlaubnis des Kaisers erwirken,
2. Die Leistungen, die er mir aus dem Herzogtum Mecklenburg vor Jahresfrist versprochen hat, soll er jetzt in Rostock erfüllen, nämlich die Zahlung aller meiner Ansprüche an den Hof im Betrag von 12000 Gulden, wie er vom Kaiser beauftragt worden ist.

Für diesen Fall schickte ich ein Schreiben mit Vollmacht an die Hochschule in Rostock, diese möge, falls ich mit Grundbesitz abgefunden werde, denselben durch einen Beauftragten verwalten lassen, bis ich komme.

Ich weiß, Sie werden sich über meine Keckheit wundern und in Lachen ausbrechen. Allein der Stellung müßten auch die Bedingungen, unter denen ich zustimme, entsprechen.

Jene berufen mich nun und versprechen mir die Erfüllung meiner Bedingungen, da sie annehmen, daß die Gunst des Fürsten, die ich hier in Sagan genieße, mir auch weiterhin erhalten bleibe. Allein wenn ich nach Rostock übersiedle, muß ich Deutschland verlassen. Der Fürst ist zwar Herr über seine Gunst, allein das Schicksal ist auch Herr über den Fürsten. Wenn sich etwas ereignen würde, was den gegenwärtigen Zustand ändert, so käme ich mit meinem Gehalt als Mathematiker in die Klemme, da ich fern vom Hofe wäre. Ist Friede an der Ostsee, so ist der Herzog gezwungen, mit seinen Truppen weiter von da wegzuziehen. Ist aber kein Friede, wie fast allgemein angenommen wird, so wird er dort den Schweden, den Dänen und die holländische Flotte zu Feinden haben ...“<sup>17)</sup>

Durch die gestellten Bedingungen wollte sich Kepler sichern, daß seine Forderungen auf Nachzahlung seiner Prager Bezüge erhalten blieben. Und sein Zögern und seine auf politischem Scharfblick beruhenden Zweifel, ob die Verhältnisse an der Ostsee sich nicht ändern könnten, waren nur zu berechtigt, wie die Ereignisse beweisen. Kepler wäre den Wünschen Wallensteins sicher gerne gefolgt, wenn dieser die Genehmigung des Kaisers erwirkt und die Auszahlung der Gehaltsrückstände zugesagt hätte. Da Einzelheiten nicht belegt werden können, muß angenommen werden, daß die Verhandlungen zwischen der Universität und Kepler zu einem, wenn auch vorläufigen Einvernehmen führten. Denn am 29. Januar 1630 wandten sich „Senior und andere Pro-



fessores eines Ehrbaren Raths Collegii in Academia Rostochiensis<sup>15)</sup> an den Rat der Stadt, daß sie „zu Ersetzung der Profession Matheseos keinen tauglicheren und qualificirten Man, alß eben Johannem Keplerum Mathematicum trium imperatorum celeberrimum, imo incomparabiliem zu finden oder vorzuschlagen wißen“ und beantragten, Kepler die rätliche Professur für Mathematik zu übertragen.<sup>16)</sup>

Inzwischen war die Position der katholischen Liga gegen Wallenstein – hier sogar im Verein mit den protestantischen Fürsten – immer stärker geworden, die Stellung Wallensteins war bedroht. Er verließ Mecklenburg, wo er in Güstrow residiert hatte, im Jahre 1629 und zog sich auf seine böhmischen Besitzungen zurück, ohne damit von der politischen Bühne abtreten zu wollen.

Damit waren aber die Verhandlungen zwischen der Universität Rostock und Kepler wieder völlig offen geworden. Kepler konnte jetzt kaum noch damit rechnen, seine Forderung auf Auszahlung der kaiserlichen Schuld durchsetzen zu können, und entschloß sich daher, seine Gehaltsforderung auf den Reichstag in Regensburg direkt vorzutragen. Im Oktober 1630 traf er in Regensburg ein, ohne dort seine Forderung vorbringen zu können. Nachdem Wallenstein im Juli 1630 aller seiner Ämter enthoben worden war, fand der in Wallensteinschen Diensten Stehende kein Ohr mehr für seine rechtmäßige Forderung.

Von den Anstrengungen der Reise erschöpft und durch die ihm widerfahrende Behandlung in Hoffnungslosigkeit gestürzt, erkrankte er. Am 15. November 1630 schloß der berühmte Gelehrte für immer die Augen. Als Protestant durfte er nicht in den Mauern der katholischen Stadt beerdigt werden. Er wurde auf dem lutherischen Friedhof vor dem Stadttor beigesetzt.

Mit dem Tode Keplers fanden die Verhandlungen für seine Berufung nach Rostock ihre Erledigung.

Was Umfang, Inhalt und die einzelnen Phasen der Verhandlungen der Universität Rostock mit Kepler betrifft, so können als Quelle und Belege nur seine Briefe und das Antragschreiben der Universität vom Januar 1630 an den Rat der Stadt herangezogen werden.

Wenn Kepler davon spricht, daß es sich „ganz zweifellos um eine Willensmeinung des Herzogs von Friedland handle“, so ist das als durchaus zutreffend zu werten, ein Belegnachweis läßt sich allerdings schwer führen.

Schon frühere Forschungen zur Geschichte der Regierung Wallensteins in Mecklenburg mußten feststellen, daß das Wallensteinsche Regierungs-Archiv in Mecklenburg nicht vorhanden ist und aller Wahrscheinlichkeit nach von Wallenstein oder seinen Beauftragten aus dem Lande gebracht wurde. Die Archivalien standen und stehen für eine Auswertung nicht zur Verfügung, ihr Verbleib ist nicht aufgeklärt. Das im Staatsarchiv Schwerin vorhandene Material betrifft Wallensteinsche Verwaltungsakten unterer Instanzen und ist daher für die Darstellung historischer Zusammenhänge von geringerem Wert.<sup>17)</sup>

In seinen Briefen, soweit es deren Veröffentlichung deutlich macht, erwähnt Wallenstein eine von ihm angeregte oder empfohlene Berufung Keplers an die Universität Rostock nicht. Es dürfte davon auszugehen sein, daß Wallenstein, nachdem er seinen Sitz 1628 in Güstrow genommen hatte, sich selbst oder durch Beauftragte, auch durch den Stadtkommandanten Oberst von Hatzfeldt in Rostock, im Wintersemester 1628/29 mit dem Rektor der Universität, Professor Dr. Lindemann, der zugleich auch Senior des rätlichen Professoren-Kollegiums<sup>15)</sup> war, in Verbindung gesetzt und diesem seine Anregung oder Order übermittelte bzw. übermitteln ließ.

Das von Kepler in seinem Brief vom 22. Juli 1629 an Professor Bernegger in Straßburg genannte Schreiben des Rostocker Rektors, wonach er „auf Geheiß des Herzogs von Friedland (der das Herzogtum Mecklenburg und damit das Patronatsrecht an der Hochschule bereits in Händen zu haben glaubt) aber auch im Auftrag aller Kollegen unter den gleichen vom Herzog zu leistenden – wie in Sagan gegebenen – Bedingungen auf jene Professur berufen werde“<sup>17)</sup>, ist im Universitätsarchiv der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock nicht nachzuweisen.

Auffallen muß dabei, daß Wallenstein als Herzog von Mecklenburg und Kanzler der Universität nicht davon ausging, Kepler in das von ihm zu fördernde fürstliche Professoren-Kollegium<sup>15)</sup> zu berufen, deren Angehörige im allgemeinen besser als die rätlichen Professoren besoldet wurden. Das könnte ebenfalls bedeuten, daß Wallenstein an einer Berufung Keplers nach Rostock direkt nicht so sehr interessiert war und nur der kaiserlichen Order zur Versorgung Keplers folgen wollte. Wenn Wallenstein die Lösung der Berufungsfrage allein der Universität überließ, die Universität die Anregung Wallensteins als Landesherrn und Kanzler der



Universität aber verwirklichen wollte bzw. die Anregung als Order ansah, die zu befolgen im Interesse der Universität lag, so bot sich hier ein Lehrstuhl im rätlichen Professoren-Kollegium von selbst an. Denn Joachim Jungius<sup>20)</sup>, der die rätliche Professur für Mathematik innehatte, hatte 1628 einen Ruf nach Hamburg angenommen. Für ihn mußte ein geeigneter Nachfolger gewonnen werden. In der Entscheidungsbefugnis über das rätliche Professoren-Kollegium waren Wallenstein aber Grenzen gesetzt. Hier wären direkte Verhandlungen mit dem Kompatron der Universität, dem Rat der Stadt, erforderlich gewesen.

Was den Belegnachweis im Universitätsarchiv Rostock betrifft, so hat schon der um die Universitätsgeschichte verdiente Rostocker Theologe Professor Otto Krabbe im Jahre 1863 feststellen müssen, daß sich nichts „über die Berufung Keplers nach Rostock, über welche wohl Vorverhandlungen brieflich gepflogen sein mögen, bisher im akademischen und im Ratsarchiv (hat) auffinden lassen.“

Für diese Untersuchung durchgeführte neue Nachforschungen zeitigten kein anderes Ergebnis.

Da bekannt ist, daß Johannes Kepler als Nachfolger von Joachim Jungius in das rätliche Professoren-Kollegium<sup>15)</sup> berufen werden sollte, mußte in die Nachforschungen einbezogen werden, daß der Berufungsvorgang mit den Vorverhandlungen sich auch im Stadtarchiv Rostock befinden könne. Dort angestellte Ermittlungen führten anfangs wieder zu dem von Otto Krabbe genannten Ergebnis<sup>21)</sup>.

Weitere vom Verfasser angeregte gründliche Nachforschungen im Stadtarchiv hatten dann das erfreuliche Ergebnis, daß das Antragsschreiben des rätlichen Professoren-Kollegiums an den Rat der Stadt vom 29. Januar 1630 aufgefunden werden konnte.<sup>16)</sup> Somit ist zumindest ein Beleg zur Beweisführung über die Berufung Keplers an die Universität Rostock erbracht. Es fehlen aber alle Beweismittel über den Verlauf der Vorverhandlungen und über die von Kepler beantragten, sowohl von Wallenstein als auch vom Rat der Stadt bzw. von der Universität zu schaffenden Voraussetzungen für die Annahme der Berufung.

Es sei deshalb erlaubt, hier einigen Überlegungen des Verfassers zum Untersuchungsgegenstand Raum zu geben.

Man muß wohl davon ausgehen, daß die Berufung Keplers nach Rostock trotz des von Kepler erwähnten Schreibens des Rektors weniger eine Sache der Universität und ihrer Fakultä-

ten gewesen ist. Die ganze Angelegenheit dürfte mehr eine Sache zwischen Wallenstein und Kepler gewesen sein, die über die Kanzlei Wallensteins abgewickelt wurde und bei der die Universität nur am Rande gestanden hat. Dabei wird das erwähnte Schreiben des Rektors Professor Dr. Lindemann (Wintersemester 1628/29) – sein Inhalt ist ja nur durch Kepler bekannt – mehr die Aufgabe einer Anfrage an Kepler gehabt haben, ob er nach Rostock zu kommen bereit sei, und nicht so sehr als Mitteilung der endgültigen Berufung zu werten sein. Der endgültige Vorschlag der Universität bzw. des rätlichen Professoren-Kollegiums erfolgte ja auch erst im Januar 1630.

Nicht auszuschließen ist auch, daß Kepler in seinem Brief vom 22. Juli 1629 an Professor Bernegger in Strassburg<sup>17)</sup> zu dem Rostocker Schreiben irrtümlich davon ausgegangen ist, daß es sich um ein Schreiben des Rektors handelte. Er spricht doch davon, daß Professor Lindemann auch 'im Auftrag aller Kollegen' geschrieben habe. Das läßt ohne Schwierigkeit die Deutung zu, daß Professor Lindemann als Senior des rätlichen Professoren-Kollegiums unterzeichnet hat. Als Rektor hätte er sicher die Formulierung „Rektor und Konzil“ gebraucht. Da der Lehrkörper der Universität Rostock sich auf der Grundlage der Formula Concordiae von 1563 in zwei Kollegien gliederte<sup>15)</sup>, die jedes für sich das Vorschlagsrecht zur Ergänzung des Lehrkörpers hatten, konnte Professor Dr. Lindemann hier nicht als Rektor, sondern eben nur als Senior des rätlichen Professoren-Kollegiums wirksam werden. Zusammenhänge, die Kepler selbstverständlich nicht übersehen konnte.

Möglich ist weiter, daß Wallenstein über den Fortgang von Jungius informiert war, sich dazu aber nicht an den Rat der Stadt wandte, sondern selbst oder durch seine Beauftragten mündlich mit der Universität und deren Rektor zu der beabsichtigten Berufung Keplers Verbindung aufgenommen und nach Erhalt der Zusage durch die Universität – die Nachfolge von Jungius war ja zu klären – diese bei Nennung des Namens des Rektors an Kepler mitgeteilt hat oder mitteilen ließ. Oder aber Professor Lindemann hat das Schreiben an Kepler auf Geheiß des Herzogs von Mecklenburg und Kanzlers der Universität in dessen Regierungskanzlei in Güstrow oder auch in der Rostocker Stadtkommandantur sofort und ohne Niederschlag in den Universitäts- oder Ratsakten angefertigt.

Die genannten Möglichkeiten werden erhärtet dadurch, daß Professor Dr. Lindemann als Syndikus des Rates an allen



Verhandlungen seitens der Stadt Rostock mit Wallensteins Statthalter, Räten und Offizieren teilgenommen hat. Auch war er Mitglied mehrerer städtischer Delegationen, die von Wallenstein selbst in Güstrow empfangen wurden.<sup>22)</sup>

Um diese Frage klären zu können, müßte eine Auswertung der Wallensteinschen Regierungsakten erfolgen, die aber nicht möglich ist. Insofern bleiben alle Vermutungen unbewiesen, das Antragsschreiben des rätlichen Professoren-Kollegiums vom 29. Januar 1630 an den Rat der Stadt ist alleiniger greifbarer Beweis.

In Erwägung gezogen werden muß dann noch, daß Professor Lindemann das Material der noch mit zu klärenden rechtlichen Belangen verbundenen Vorverhandlungen als Jurist und Syndikus des Rates der Stadt an sich genommen hat. Nach seinem plötzlichen Tod im Jahre 1632 ist es dann nicht zu den Akten der Universität oder des Rates der Stadt gekommen und in Verlust geraten.

Abschließend noch die Bemerkung, daß Wallenstein als Herzog von Mecklenburg, falls die Berufung Keplers verwirklicht worden wäre, sich hätte rühmen können, an „seiner“ Universität zwei bedeutende Vertreter der Wissenschaften vor Leibniz zu haben: und zwar Joachim Jungius, wenn auch nur kurze Zeit, weil dieser 1629 einem Ruf nach Hamburg folgte, und Johannes Kepler, der 1630 als Nachfolger von Jungius auf dem rätlichen Lehrstuhl für Mathematik vorgesehen war.

#### ANMERKUNGEN

- 1) Ley, Hermann  
Geschichte der Aufklärung und des Atheismus Bd. 3/1, Berlin 1978, S. 358–367
- 2) ebd. S. 367
- 3) Bartmuss, H.-J.  
Nicolaus Copernicus und die Wissenschaftstraditionen der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg  
in: Wiss. Beiträge der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle 1973/12, H. 4 S. 28  
Universitätsarchiv Halle Rep. 1 XVI Nr. 12 Bd. 1 Bl. 32
- 4) Hoppe, Johannes  
Johannes Kepler  
Biographien hervorragender Naturwissenschaftler, Techniker und Mediziner, Bd. 17, Leipzig 1976, S. 54
- 5) Friedensburg, Walther  
Urkundenbuch der Universität Wittenberg Teil 2 (1611–1813), Magdeburg 1929, S. 1 Nr. 546
- 6) Wollgast, Siegfried/Marx, Siegfried: Johannes Kepler  
Leipzig/Jena/Berlin 1976, S. 25 f.
- 7) Hoppe a. a. O. S. 54
- 8) Johannes Kepler in seinen Briefen  
herausgegeben von Max Caspar und Walther von Dyck, 2 Bände

München/Berlin 1930, Bd. II S. 3–9 u. 133

- 9) ebd. Bd. II S. 71 f
- 10) Hoppe a. a. O. S. 67
- 11) Kepler in seinen Briefen a. a. O. Bd. II S. 279 f
- 12) Lorenz, Ottokar  
Briefe Wallensteins, meistens über Mecklenburg aus der Zeit von 1627 bis 1630, in: Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, 40 (1875), S. 93 f
- 13) Geschichte der Universität Rostock 1419–1969, 2 Bde. Berlin 1969, Bd. I, S. 56–59.  
Krabbe, Otto  
Aus dem kirchlichen und wissenschaftlichen Leben Rostocks – Zur Geschichte Wallensteins und des dreissigjährigen Krieges, Berlin 1863 S. 124;  
Grotefend, Otto  
Mecklenburg unter Wallenstein und die Wiederoberung des Landes durch die Herzöge, in: Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, 66 (1901), S. 227–282;  
Stieda, Wilhelm  
Die Universität Rostock und Wallenstein  
in: Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, 81 (1917), S. 75–88
- 14) Im Oktober 1630 erteilte der kaiserliche Obrist von Hatzfeldt der Universität Rostock einen Schutzbrief, einen weiteren Schutzbrief verlieh ihr am 24. 3. 1631 der kaiserliche Obrist und Kämmerer Graf Berthold von Waldstein, beide Schutzbrieft im Universitätsarchiv Rostock R XXV Nr. 85 und 88. Am 2. 1. 1631 wies Wallenstein von Gitschin aus seinen Rostocker Stadtkommandanten Obrist von Hatzfeldt an, die Professoren von Einquartierungslasten und anderen Kriegsschwerungen völlig zu verschonen. in: Weitere Nachrichten von gelehrten Rostockschen Sachen 1743, S. 65
- 15) Finanzielle Schwierigkeiten zwangen die mecklenburgischen Herzöge, der Stadt Rostock im Jahre 1563 durch die „Formula Concordiae“ ein Mitbestimmungsrecht über die Universität Rostock einzuräumen. Damit wurden das bis 1827 währende Patronat der Landesherrn und das Kompatronat der Stadt Rostock begründet, die Verhältnisse der Universität und ihre Verfassung wurden grundlegend geändert. Es entstanden zwei Professoren-Kollegien, ein fürstliches und ein rätliches, für die jeder Patron die finanziellen Mittel bereitzustellen hatte, aber auch das Berufungsrecht erhielt. Beide gleichberechtigten Kollegien bildeten insgesamt das Konzil der Universität und gewährleisteten in dieser Vereinigung den ungeteilten Bestand der Universität. Beide Professoren-Kollegien hatten jetzt das Recht, den Patronen Berufungsvorschläge zu unterbreiten.  
Im Jahre 1827 wurde das Kompatronat der Stadt beendet, der Landesherr war alleiniger Patron.  
vgl. Geschichte der Universität Rostock 1419–1969, 2 Bde., Berlin 1969, Bd. I S. 37 ff
- 16) Dr. jur. Thomas Lindemann, geb. 28. 9. 1575 Herford, o. Professor jur. Universität Rostock 1605–1632, gestorben als Rektor 14. 3. 1632, Kaiserlicher Hofpfalzgraf, Syndikus des Rates der Stadt Rostock vgl. Geschichte der Universität Rostock 1419–1969, 2 Bde., Berlin 1969, Bd. I S. 63 und ADB 18 (1883) S. 679–680
- 17) Kepler in seinen Briefen a. a. O., Bd. II S. 290 f
- 18) Stadtarchiv Rostock 1.2.3. Nr. 19
- 19) Grotefend, a. a. O. S. 228
- 20) Geschichte der Universität Rostock 1419–1969, 2 Bde., Berlin 1969, Bd. I S. 60–61
- 21) Krabbe a. a. O. S. 122 Anmerkung
- 22) Stadtarchiv Rostock 1. 3. 11 (1087) „Dreissigjähriger Krieg“ Städtische Delegationen wurden von Wallenstein in dem zutreffenden Zeitraum empfangen am 19. 2. 1968, 18. 3., 19. 3., 30. 5. und 24. 6. 1629



Heli Festerling

## Johann August Christian Roeper (1801–1885) – ein Naturwissenschaftler an der Universität Rostock in der ausklingenden Blütezeit der deutschen Naturphilosophie

In der Geschichte der Biologie ist die Strömung der „romantischen deutschen Naturphilosophie“ eine zeitlich und geographisch abgrenzbare und die ersten 30 Jahre des 19. Jahrhunderts blühende Moderichtung mit stark nationalem Charakter, die sich vorwiegend in deutschen Ländern als romantisches Zwischenspiel „in die Entwicklung der Naturwissenschaften einschob.“<sup>1)</sup>

Deshalb soll, bevor das Wirken Roepers an der Universität Rostock an Beispielen dargestellt wird, darauf aufmerksam gemacht werden, daß in der Wissenschaft diese „naturphilosophische Richtung, deren Geburtsstätte in dem vielseitig anregenden kulturellen Zentrum der deutschen Klassik und Romantik, in Jena-Weimar, zu suchen ist, nahezu keinen derjenigen Mediziner und Naturforscher unbeeinflußt gelassen“ hat, „der sich zu Beginn des 19. Jh. mit Fragen der Lebensprozesse und der allgemeinen Biologie beschäftigte. Aber es ist außerordentlich schwierig, dieser vielschichtigen und uneinheitlichen Zeitströmung durch differenzierte Betrachtung ihrer einzelnen Vertreter gerecht zu werden...“<sup>2)</sup>.

Aber nichtsdestoweniger ist m. E. eine solche Betrachtung zur Klärung biologiehistorischer Fragestellungen, so auch für Fragen der Disziplingenese, notwendig.

### 1. Einige Abschnitte aus Roepers Persönlichkeitsentwicklung

Mit 16 Jahren, im Jahre 1817, nahm an der Rostocker Universität der junge Roeper als Absolvent eines Lübecker

Gymnasiums ein Studium der Naturwissenschaften auf. Es ist anzunehmen, daß Roepers Interesse und seine Ausdauer für die Forschung auf botanischem Gebiet vor allem durch den Vater, der als Geistlicher in Bad Doberan tätig war und der seine Kinder in den ersten Jahren selbst unterrichtete, geprägt worden sind. An der Universität fand er, bedingt durch eine sich auch später als sehr charakteristisch für Roeper zeigende Kontaktfreudigkeit, schnell gleichgesinnte Freunde unter den Kommilitonen wie beispielsweise v. Schlechtendahl, der später Professor für Botanik an der Universität Halle wurde. Im Verlaufe seiner Studien, die Roeper von 1819 bis 1822 in Berlin und dann in Göttingen fortsetzte, wurde ihm mehrfach „Fleiß und wohlgesittetes Betragen“ bescheinigt.<sup>3)</sup> Ohne Zweifel muß ihm auch eine zielstrebige, engagierte Studienhaltung eigen gewesen sein, die es ihm ermöglichte, bereits 1823, also sechs Jahre nach Aufnahme des Studiums in Rostock, als Doktor der Medizin *eximia cum laude* zu promovieren. Eine Berufung – im Alter von 25 Jahren – zum Professor für Botanik nach Basel hatte er sowohl seiner besonderen Befähigung zur wirkungsvollen Vortragstätigkeit als auch den Empfehlungen A. v. Humboldts und des nicht weniger berühmten Genfer Botanikers A. P. de Candolle zu verdanken. (4) Die von Roeper übernommenen Aufgaben machen deutlich, daß er sich in mehreren Lehrgebieten (Arzneimittellehre, Toxikologie und gerichtliche Medizin, Geschichte der Medizin, Enzyklopädie und Methodologie) sowie in verschiedenen Leitungsfunktionen mit studien- und wissenschaftsorganisatorischen, mit universitätspolitischen und ökonomischen Auf-



gaben zu bewähren hatte. Diese in der damaligen Zeit des europäischen Universitätsbetriebes nicht ungewöhnliche Situation ermöglichte dem jungen Professor Roeper jedoch an der Universität in Basel einen Erfahrungsgewinn, der später für die Rostocker Universität wesentliche Auswirkungen haben sollte.

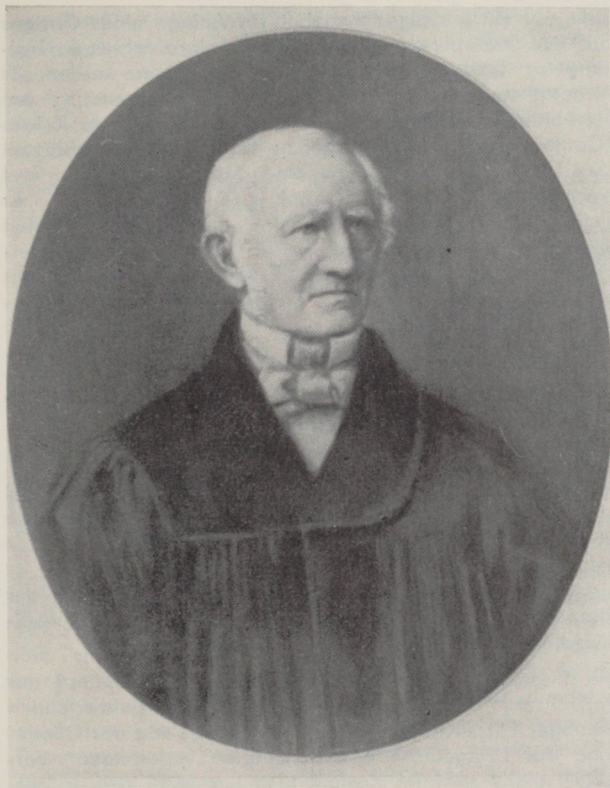
## 2. Zu einigen wissenschaftlichen Leistungen Roepers

Roeper wurde durch Studien und Abhandlungen zur Morphologie schnell bekannt. Er entwickelte einen intensiven Gedankenaustausch mit Vertretern verschiedenster Wissenschaftsgebiete. Eines seiner frühen wissenschaftlichen Hauptwerke war die Übersetzung und Bearbeitung – mit eigenständigen Zusätzen neuester Erkenntnisse und Darlegung eigener Ansichten – der „Pflanzenphysiologie“ von A. P. de Candolle in deutscher Sprache (1833 und 1835 in Stuttgart und Tübingen erschienen). Es gibt eine Reihe von Anzeichen dafür, daß mit diesem Werk der Differenzierungsprozeß biowissenschaftlicher Disziplinen aus der komplexen „Naturgeschichte“, bestehend aus Zoologie, Botanik und Mineralogie spürbar gefördert wurde, z. B.

- ökologisch-physiologische Grundlagen der Vegetationsbeziehungen, Phytogeographie
- physiologische Experimente in der Morphologie
- Reizphysiologie der Pflanzen.

In der naturwissenschaftlichen Lehre existierte die Naturgeschichte im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts weiterhin, auch wenn nach Leps Buffon (1707–1788) und Linné (1707–1778) als die letzten großen Vertreter der Naturgeschichte gelten. Am Ende des 18. Jahrhunderts spitzte sich die Auflösung der Naturgeschichte mit dem Übergang von einem statischen Weltbild mit mechanistischen Grundlagen zu dynamischen Denk- und Betrachtungsweisen zu. Auch wenn Lepenies<sup>5)</sup> darin das Ende der Naturgeschichte sieht, kann u. a. daraus noch nicht ein Abschluß der Auflösung der Neuordnung der Naturgeschichtsschreibung abgeleitet werden.

Sowohl in früherer Zeit, z. B. von Tschulok 1910<sup>6)</sup> als auch in jüngster Zeit, z. B. Jahn 1978<sup>7)</sup> und 1982<sup>8)</sup> werden Befunde angeführt, daß noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts durch Lehrbücher und Lehrstühle an Universitäten die Bezeichnung und der Aufbau der Naturgeschichte mitgeführt worden sind.



An der Rostocker Universität war 1832 durch eine schwere Erkrankung Flörkes der Lehrstuhl für Naturgeschichte frei geworden, und Roeper folgte 1836 der Berufung nach Rostock, ohne zu zögern. Zunächst widmete er sich mit organisatorischem Einsatz dem Aufbau des botanischen Gartens. Es liegen Jahresberichte vor, in denen er den botanischen Garten der damaligen Zeit (Nähe Haedgestraße) als „der Anlage nach verfehlt, der Lage nach schlecht, den Einkünften nach arm, der Artenzahl nach dürftig, seiner Entfernung wegen unbequem“ charakterisierte, ein Garten also, der „fast keinen Nutzen“ brachte.<sup>9)</sup> Ein späterer Ver-



zucht auf ein günstiges Angebot zur Anlage eines Gartens auf der Dreiwallbastion muß jedoch als ablehnende Haltung zu Gärten für Lehrzwecke angesehen werden. Er forderte stattdessen die lehrmethodische Verwendung von Herbarien als Demonstrationsmittel. Gutachter wie Reinke (Göttingen 1880) und Buchenau (Bremen 1880) schätzten das Herbarium Roeperers als eine der bedeutendsten und wertvollsten Pflanzensammlungen im deutschen Raum jener Zeit.<sup>10</sup> Seine für die Jahre 1840/43 und 1862/63 erfolgten Wahlen zum Rektor der Universität mögen besonders deutlich machen, wie notwendig Fleiß, persönliches Engagement und Vielseitigkeit sind, um zu einer erfolgreichen Gelehrtenpersönlichkeit zu werden.

### 3. Einige Auswirkungen der Tätigkeit Roeperers auf die (territoriale) Wissenschaftsentwicklung in der Biologie

Roeper war 1836 im Auftrage des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin als ordentlicher Professor der „Naturgeschichte“ nach Rostock berufen worden. Professor Roeper übernahm als alleiniger Vertreter dieses Fachgebietes Vorlesungen in Botanik und Zoologie. Vor allem widmete er sich regelmäßig Spezialvorlesungen für Lehrgebiete der Pflanzenphysiologie, -anatomie, der allgemeinen und medizinischen Botanik u. a.

Mit diesem Wirken in der Lehre wird deutlich, daß der Prozeß der Herausbildung biologischer Spezialdisziplinen (heutiger Einzelwissenschaften) maßgeblich von der Gliederung der Lehrgebiete und durch die „vorlesenden“ Vertreter relativ spät (in Rostock also um 1830) und zu verschiedenen Zeitpunkten an europäischen Universitäten beeinflußt und gefördert wurde.

Spätere Bemühungen Roeperers, diese Teildisziplinen (Lehrgebiete) schrittweise zu institutionalisieren, scheiterten zu seinen Lebzeiten an fehlenden finanziellen Mitteln und an fehlenden, nicht entsprechend spezialisierten Lehrkräften. Roeper führte in Rostock, zeitlich zusammenfallend mit seiner ersten Rektorwahl 1842, zwar eine besondere Nachwuchsförderung durch Erteilung von wissenschaftlichen Preisaufgaben zu biologischen Fragestellungen – mit finanzieller Prämierung der besten Ergebnisse – an der Universität für Studenten und Promoventen ein. Sie brachte für die in der „Naturgeschichte“ in Rostock noch vereinigten Teildisziplinen Botanik und Zoologie offensichtlich nicht die erhoffte

Lösung. Deutlich war aber eine zunehmende Qualität und Aktivität im wissenschaftlichen Meinungsstreit durch die von Roeper vorgenommene Ausschreibung von fachwissenschaftlichen Preisaufgaben bis zur Verzeichnung. Die Folge der Ausschreibungen zog sich bis in die Jahre 1870 hin. In einzelnen Fällen, ein Beispiel dafür ist die wissenschaftliche Arbeit des Studenten Johann H. P. Fisch, wurde die Lösung solcher Aufgabenstellungen bis zur Promotion geführt. Fisch hatte zwar Roeperers Zellentheorie scharf kritisiert und auf deduktivem Wege präzisiert, Roeper seinerseits übermittelte dazu seinem Kollegen Grenacher trotz der Kritik an seiner Theorie das Urteil mit den Worten: „Diese Abhandlung möchte ich selbst geschrieben haben!!“<sup>11</sup>) Roeper befürwortete die Vorlage der Aufgabenlösung als Promotion mit folgendem Kommentar: „Im vorliegenden Falle stimme ich unbedenklich für den nachgesuchten Diszens. Es ist mir sehr wünschenswert, den uns allen so lieb gewordenen jungen Manne möglichst bald „verwendbar“ gemacht zu sehen...“<sup>12</sup>)

Die zunehmende Vergrößerung der zoologischen Sammlung brachte Roeper zum Entschluß, einen zoologisch spezialisierten Mitarbeiter auf eine Dozentur für die Zoologie vorzubereiten. Dieser Versuch zur Verselbständigung der Zoologie in der Lehrgebietsstruktur der Universität Rostock durch den Botaniker Roeper – ein weiterer Schritt in der Bildung biologischer Disziplinen aus der „Grunddisziplin“ Naturgeschichte – scheiterte, da Roeperers Schüler verstarb. Damit blieb Roeper in Rostock weiterhin alleiniger Vertreter der Naturgeschichte.

### 4. Zum Entwicklungsstand der Systematik und Morphologie, den bevorzugten Wirkungsfeldern Roeperers in Rostock

Die Unterschiede der Herauslösung von Botanik und Zoologie aus dem übergeordneten medizinischen Lehrgebäude und ihre unterschiedlich verlaufene Eingliederung als spezifisch biologische Wissenschaften in das Lehr- und Wissenschaftssystem werden in differenzierter Betrachtung von Jahn<sup>13</sup>) aufgezeigt.

Ohne Zweifel waren es vor allem Buffon (1707 bis 1788) und v. Linné (1707–1778) als die letzten großen Vertreter der „Naturgeschichte“, die mit ihren Arbeiten zunächst den Prozeß der Herauslösung von Botanik und Zoologie als biologische Disziplinen aus der Naturgeschichte gefördert haben. Maßgeblichen Einfluß hatten auch Beiträge aus ver-



schiedenen naturwissenschaftlichen Richtungen wie z. B. von Bonnet (1720–1793), der erstmals eine Gliederung unorganischer und organischer Stoffe (1762) vornahm, oder z. B. von F. von Hardenberg (1772–1801), der eine „organische Physik“ und eine „anorganische Chemie“ einführte.<sup>14)</sup>

Die zu Beginn des 19. Jahrhunderts einsetzende Zusammenführung der Botanik und Zoologie und der Prozeß der – wenn auch unterschiedlich verlaufenen – Eingliederung<sup>15, 16)</sup> in das Wissenschaftssystem als „Biologie“ wurden vor allem durch theoretische und pragmatische Erörterungen Rooses (1797), Burdehls (1800), Lamarcks (1801), Treviranus (1802) und Okens (1805) ausgelöst.

Während Leps<sup>17)</sup> der alten „Naturgeschichte“ eine neue „Biologie“ im Sinne Treviranus (1802), der Biologie als Lebenslehre auf zoologischem und botanischem Gebiet aufbaute, gegenüberstellt, macht Jahn<sup>18)</sup> mit Recht auf den Umstand aufmerksam, daß sich mit dem kognitiven Aspekt allein – durch die Begriffsbildung „Biologie“ einschließlich theoretischer Erörterungen – keine real existenten biologischen „Disziplinen“ ergaben. Es kann nachgewiesen werden, daß seit dem Auftreten des Begriffes „Biologie“ für diesen meistens nur eine Verwendung für Teilaspekte praktiziert wurde. In der nachdarwinschen Epoche wurde die Bezeichnung „Biologie“ synonym z. B. mit „Ökologie“, „Physiologie“, „Allgemeine Zoologie“, „Allgemeine Botanik“ verwendet, „nie aber disziplinar im umfassenden Sinne“.<sup>19)</sup> Es häufen sich die Nachweise, daß die „Biologie“ nicht als „Einzelwissenschaft“, sondern als „Wissenschaftsgruppe“ oder – nach unserer Position – als „Grunddisziplin“ angesehen werden muß, in der sich zu verschiedenen Zeitpunkten herausgebildete Spezialdisziplinen vereinigen und z. T. hierarchisch in Beziehung stehen.

Ein entsprechendes Bild liefert die historische Analyse über den Entwicklungsstand der Systematik und der Morphologie zu Roeppers Wirkungszeit.

Man kann m. E. davon ausgehen, daß mit dem Wirken von Linné nach einer langen Phase (Etappe) einer „klassischen Phänomenologie“ im 15. bis 17. Jahrhundert eine Etappe einer „modernen Naturforschung“ eingeleitet worden ist, in der Naturwissenschaft zunehmend als dialektischer Prozeß

- mit dynamischen Inhalten,
- mit einem Übergang von statischer zu dynamischer Denkweise sowie

— mit einer kausalanalytischen Grundorientierung verstanden wurde. Selbst die heftigsten Kritiker Linnés – besonders nach der Mitte des 19. Jahrhunderts – mußten nach Einschätzung von Jahn und Senglaub<sup>20)</sup> zugestehen, daß Linné zwar „nichts entdeckt“, aber „eine Methode in Umlauf gesetzt habe“.

Bekanntlich kennzeichnete Engels die wissenschaftliche Situation auf biologischem Gebiet in der Mitte des 18. Jahrhunderts sehr treffend: „... im Gebiet der Biologie (u. E. ohne Zweifel auch von Engels als Grunddisziplin angesehen) war man noch wesentlich beschäftigt mit der Sammlung und ersten Sichtung... Von Vergleichung der Lebensformen untereinander... konnte noch kaum die Rede sein. Hier erreichte nur Botanik und Zoologie einen annähernden Abschluß durch Linné“.<sup>21)</sup>

Vielfach angeregt durch Linnés „Methoden“ wuchsen im Laufe des 19. Jahrhunderts die Sammlungen und die Zahl beschriebener Arten zu einer fast unübersehbaren Fülle an, so daß die Identität, Stabilität und Universalität der Namen in Frage gestellt waren, und es bahnte sich eine besondere historische Entwicklung der internationalen Regelungen und Regeln der botanischen und zoologischen Nomenklatur an. Im Jahre 1828 veröffentlichte Roeper, selber ein passionierter Sammler, seine Auffassungen über die Pflanzen und ihre Teile in seinem Beitrag „De organis plantarum“. Roeper trat gegen die nach wie vor herrschende Willkür in der Handhabung der botanischen Terminologie auf, für die er durch die genauen morphologischen Untersuchungen der Beziehungen der einzelnen Pflanzenteile zueinander ein einheitliches Prinzip zu schaffen versuchte. Seine lebhaft geübte wissenschaftliche Kommunikation, der rege Verkehr und die freundschaftlichen Beziehungen zu bedeutenden Wissenschaftlern wie de Candolle dienten ohne Zweifel auch diesem Ziel. Eine weitere Vertiefung, Präzisierung und Verarbeitung der Schrift „De organis plantarum“ hatte er geplant, aber nicht mehr ausgeführt, wahrscheinlich durch eine intensivere Zuwendung zu anderen Aufgaben wie der Übersetzung der „Pflanzenphysiologie“ de Candolles.

Es vergingen noch einige Jahrzehnte, bis Nomenklaturprobleme auf internationaler Ebene bearbeitet wurden. Jahn und Senglaub<sup>22)</sup> heben hervor, wie sehr die Geschichte der internationalen Regelungen und Regeln der botanischen und zoologischen Nomenklatur das Ausmaß der Probleme demonstriert.



1867 faßte ein Botanikerkongreß in Paris erstmals Beschlüsse über die Handhabung der Nomenklatur auf der Grundlage eines Vorschlages von A. de Candolles. Auf Kongressen in Wien (1905), Brüssel (1910), Cambridge (1930) und weiteren internationalen Botanikerkongressen wurden die Regeln ergänzt und weiterentwickelt, werden gravierende Veränderungen in der Systematik auch noch in der Gegenwart erwirkt.

In der Zoologie gab es bis 1905 mehrere Nomenklaturregelungen nebeneinander, was verständlicherweise die internationale Verständigung nicht nur erschwerte, sondern oft unmöglich machte.

Roeper wandte sich nach seinen Bemühungen von 1828 um eine zentrale Regelung terminologischer Probleme speziellen Fragen der Systematik zu. Er verfaßte z. B. eine Arbeit „Über Bau, Stellung und natürliche Begrenzung der Farnkräuter“ (1835). Diese von Roeper auf morphologisch-systematischem Gebiet ausgeführten Arbeiten wurden nach dem Wechsel an die Rostocker Universität im Jahre 1836 auf anderer Ebene in z. T. neuen Funktionen, u. a. als Leiter der botanischen Anstalten in Rostock, weitergeführt. Die Bemühungen um einen neuen botanischen Garten verliefen, obwohl zunächst ein aussichtsreicher Plan zwischen der Universität und der Stadt bestand, erfolglos.<sup>23)</sup> Roeper resignierte offensichtlich und bezog im Vergleich zu seiner Baseler Wirkungszeit nach einer dreijährigen Leitung der alten botanischen Anlagen in Rostock eine völlig veränderte Position in bezug auf die Notwendigkeit eines botanischen Gartens.

Zum Jahresende 1839 verfaßte Roeper „Beiträge zur Lösung einer akademischen Frage“, in denen er das Verhältnis von Nutzen zum Geldaufwand für einen botanischen Garten unter Rostocker Verhältnissen analysierte und zum Schluß kam, daß der Zweck eines Rostocker botanischen Gartens in Rostock „nur immer ein rein akademischer seyn könne“ (und meinte damit die Materialbereitstellung für die botanische Lehre.<sup>24)</sup> Laube (1965) hebt hervor, daß Roeper überraschend viele Nachteile botanischer Gärten fand.

Roeper legt sein Hauptaugenmerk deutlich auf Sammlungen. Er baut die botanischen Sammlungen mit großem Engagement und persönlich finanziellen Aufwendungen in einem für die damalige Zeit beachtlichen Umfang aus und verhilft damit der Morphologie und Systematik an der Rostocker Universität zu einem deutlichen Durchbruch.

Es sollte mit dem Blick auf diese Tätigkeitsabschnitte deutlich gemacht werden, daß auch ökonomische und wissenschaftsorganisatorische Aspekte als Bestandteil eines wissenschaftlichen Arbeitsprozesses in seiner sozialen Einbettung das Wirken und das gesellschaftlich relevante Leistungsverhalten eines Wissenschaftlers ausmachen und somit auch inner- und außerpersonale Faktoren einer historischen Analyse zu unterziehen sind.

## **5. Aspekte zum Verhältnis fachwissenschaftlicher Leistungen und weltanschaulich-philosophischen Positionen Roepers**

Neben vielfältigen, mit kritischer Sicht, z. T. programmatisch ausgeführten botanischen Abhandlungen, beispielsweise der „Flora von Mecklenburg“ sind Werke wie „Das Unvergängliche im Vergänglichen der Schöpfung“ (eine Festrede von 1863), „Die Darwinsche Theorie“ (eine Rektorrede von 1863; die 2. Rektorwahl war 1862) oder „Botanische Thesen“ (seinem Freund Prof. Stempel 1872 gewidmet) von besonderem Interesse.

In ihnen widerspiegeln sich Roepers philosophische und religiöse Auffassungen in der Auseinandersetzung mit dem sich ausbreitenden Darwinismus – der Evolutionstheorie.

Wir wenden uns mit einer Sicht auf Prozesse der Disziplinengene eine Kritik von weltanschaulich-philosophischen Ansichten Roepers am Beispiel der Festrede „Das Unvergängliche im Vergänglichen der Schöpfung“ zu.

### **5.1 Auffassungen Roepers zur Materialität und Erhaltung der Masse auf der Erde**

Schon mit dem Thema seiner Festrede über „Das Unvergängliche im Vergänglichen der Schöpfung“ an der Rostocker Universität vom 28. Februar 1863 – unmittelbar nach seiner zweiten Wahl zum Rektor 1862 – kann vermutet werden, daß sich Roeper in Einheit mit einer religiösen Grundposition als naturwissenschaftlicher Materialist äußert. Denn er beginnt seine Festrede mit einer kategorischen, alle folgenden Gedanken tragenden Aussage: „Alles vergeht mit der Zeit.“

Er leitet zu einer Fragestellung über, die viele bekannte Biologen in der Mitte des 19. Jahrhunderts, beispielsweise Haeckel, erst später bereit waren zu stellen: „Sehen wir zuerst, ob denn in der That alles geschaffene vergänglich



sei. Schon die Materie an und für sich darf nach unseren bisherigen Erfahrungen nicht als vergänglich bezeichnet werden. Nur die Existenzweise ist wandelbar“<sup>25)</sup>

In der Biologie war die Verwendung des Begriffes Materie und der Gedanke der wandelbaren Existenzweise von Materie zu dieser Zeit (1863) noch neu. Erst 1899 war es Haeckel mit seiner Publikation die „Welträtsel“, der den Materiebegriff in einem formulierten Substanzgesetz in die „weltweite“ philosophische Diskussion der Biologie einbrachte.

Interessant ist nun in der ca. 30 Jahre zuvor von Roeper geäußerten Materieauffassung der Grad der Gewißheit. Obwohl die „Erhaltung der Masse“ schon durch die Chemie – Lavoisier (1789) — als gesicherte Erkenntnis angeboten wurde, verweist Roeper in seiner angeführten Fragestellung in bezug auf die Vergänglichkeit von Materie auf bisherige Erfahrungen.

Roeper verwendet als Beleg für seine Auffassungen über die wandelbare Existenzweise von Materie eine Fülle von populärwissenschaftlich formulierten Beispielen.

Er führt fortfahrend wiederum einen interessanten Gedanken an, der dann später von Haeckel im Substanzgesetz als das Gesetz der Erhaltung der Masse und der Erhaltung der Energie für die Biologie zum Durchbruch gebracht wird. Roeper äußert in seiner Festrede dazu: „Ungeachtet all dieses Wechsels der Existenzweisen auf der Erde scheint die Gesamtmasse im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende gleich gross geblieben zu seyn. Höchstens nahm dieselbe um soviel zu als seit ihrer Erschaffung Meteorsteine auf ihr niederfielen.“<sup>26)</sup>

In einem Nebengedanken bemerkt er, daß eine Abgabe an das „Unendliche Weltall“ noch nicht nachgewiesen werden konnte.

Hiermit wird von Roeper schon 1863 eindeutig die Erhaltung der Masse in der belebten und unbelebten Natur anerkannt, allerdings ist nach seiner Meinung ihre „Erschaffung“ in einer religiös verstandenen „Schöpfung“ manifestiert.

Für Roeper bestehen ausgehend von dieser Tatsache offensichtlich keine prinzipiellen Probleme in bezug auf die Kennbarkeit der Welt und ihrer Erscheinungen. Nach seiner Meinung ist die Vielfalt der Gegensätze zwischen „Organischem“ und „Unorganischem“, von „Belebtem“ und „Unbelebtem“ so groß, daß „wir unsere Entdeckungen bald nur noch nach Dutzenden zählen, so rasch mehren sich die Einheiten.“<sup>27)</sup>

## 5.2 Einige Positionen zu „Fragen an die Wissenschaft“ und zu den Antworten Ropers

Ropers kennzeichnet das Wachstum eines „organischen Individuums“ über verschiedene Entwicklungsstufen als ein aggressives Verhalten eines Organismus zur Außenwelt.

Aus dieser heute anfechtbaren Verhaltensinterpretation des Wachstums eines organischen Individuums leitet er die Frage ab: „Weshalb aber wächst es nicht unaufhörlich fort?“ In seiner Gedankenführung geht er zunächst auf die Unendlichkeit von Raum und Zeit und auf die „noch nicht als Mangel“ (im Sinne von Wachstumsgrenze) erscheinende stoffliche Materie ein. Als Antwort auf die Wachstumsbegrenzung bietet er zunächst eine ungenaue und der von ihm im Grunde genommen anerkannten Dialektik widersprechende Aussage an, die es ihm immer wieder ermöglicht, seine objektiv idealistische Position nicht aufgeben zu müssen. Roeper antwortet: „Aber unsere Erde würde zu klein werden, wenn alles auf ihr wohnende Organische fortwährend bestehen und dabei fort dauernd wachsen wollte!“<sup>28)</sup>

Wie Roeper seine naturwissenschaftlichen Standpunkte im rhetorischen Wechselspiel von Frage und Antwort einer philosophischen Beantwortungsmöglichkeit gegenüberstellt, soll in einem größeren beispielhaften Auszug gezeigt werden.

„Weshalb wächst dann die Erde selbst nicht, ihren organischen Bewohnern hierin sich gleich verhaltend? Sollte die Unendlichkeit des Raumes im Weltall hierzu doch nicht mehr ausreichen? Sollte es der Ewigkeit nur hierzu an Dauer fehlen? Oder läge die Schuld wieder einmal an der bösen Materie? Weswegen wächst denn diese nicht, ist diese allein nicht unendlich? Weshalb kann die Materie nur durch neue Schöpfungs-Acte, Schöpfungs-Wunder vermehrt werden, und aus welchem Grunde finden solche nicht mehr Statt? Oder reicht nicht vielmehr die Materie, freilich in expandirtestem Zustande, als Aether, bis an die äussersten Nicht-Grenzen des endlosen Raumes und ist dennoch ebenso unendlich wie Raum und Zeit, folglich wohl auch gar nicht vermehrungsfähig? Auf diese und tausend ähnliche Fragen hat die Wissenschaft keine Antwort, oder sie antwortet mit einem allbekannten, derben, aber sehr wahren Sprichworte, oder auch ihre Antwort lautet dunkler, unbegreiflicher als die Frage: sie lautet philosophisch.“<sup>29)</sup>



Offensichtlich sind nach Roeper also philosophische Antworten auf Fragen an die Natur ungenau, nahezu mystisch. Die Philosophie kann zwar antworten, aber nach Meinung von Roeper wohl nur unwissenschaftlich, da „die Wissenschaft keine Antwort“ auf die gestellten Fragen geben kann. Interessant scheint auch in diesem Falle, wie schon von den Klassikern des Marxismus-Leninismus vielfach für Positionen von Naturwissenschaftlern nachgewiesen, daß die philosophische Relevanz der von Roeper selbst angebotenen Antworten – im Kern steht beispielsweise die Schöpfungs-idee, womit Roeper eine objektiv idealistische Grundposition bezieht – nicht erkannt bzw. nicht akzeptiert wird. Roeper bietet dafür sofort das nächste Beispiel und bezieht sich wieder konkret auf das Wachstum der Pflanze. „Wann tritt im organischen Individuum der vorhin erwähnte Wachstums-Stillstand ein?“<sup>30)</sup>

Er lieferte eine naturwissenschaftlich richtige Antwort dafür. Seine Ursachenanalyse ist aber wieder deutlich objektiver Idealismus: „Und weshalb tritt dieser Wandel (gemeint ist der Übergang vom Wachstum zum Wachstumsstillstand (H. F.) ein? – Weil nach Gottes Rathschluss das Einzelwesen sterblich ist, weil die Schöpfung innerhalb der Ewigkeit und Unendlichkeit in zeitliche Räume und räumliche Schranken gewiesen wird, und weil, da Gott es einmal so gewollt, das Bestehende, wenn schon nicht für sich, wenigstens in Bezug auf die Art oder Gattung fortbestehen, die Lebensdauer des Individuums überleben soll.“<sup>31)</sup>

Roeper erkennt für die Gegenwart also, wie ausgeführt, die Materialität der Welt, die Entwicklung der Natur an, führt aber alles auf ein Gestaltungsgesetz zurück und bleibt somit objektiver Idealist und ein typischer Vertreter der Naturphilosophie.

Roeper kehrt von seiner religiös verankerten Position in bezug auf die Natur jedoch immer wieder auf eine naturwissenschaftlich offene, dialektische Betrachtungsweise zurück. Er hebt beispielsweise hervor, daß „sich kein sicherer Führer durch das überreiche Labyrinth der Formen und Erscheinungen“ anbietet, als eine „Beobachtung des Entwicklungsganges den das Einzelwesen zu durchlaufen hat, oder, anders ausgedrückt, die historische Methode.“<sup>32)</sup>

Erst mit einer gründlichen Beobachtung im Sinne eines historisch angelegten methodischen Vorgehens „gewann man einen objektiven, folglich den allein richtigen und zugleich

allein wissenschaftlichen Standpunkt zur Beurteilung“<sup>33)</sup> sowohl der Formen und Erscheinungen, als auch ihrer verschiedenen Bedeutung.

Es zeigt sich, daß Ropers Gedankenführung vielfach naturphilosophischer Art ist – jedoch mit nur geringem Anteil spekulativer Phantasie –, worin ein typisches Beispiel des Abklingens des Einflusses der romantischen Naturphilosophie zu sehen ist.<sup>34)</sup> Die von Roeper gewählte eigenwillige sprachliche Form bei der Interpretation von Naturerscheinungen kann als typische Nachwirkung der romantischen Naturphilosophie in der Mitte des 19. Jahrhunderts charakterisiert werden.

In Ropers Wissenschaftssprache sind gelegentlich noch Beispiele für „die bevorzugte Verwendung deutschsprachlicher Ausdrücke anstelle von Fachtermini“ mit oft originellen sprachschöpferischen Versuchen zu finden, die sich einerseits „an den schwärmerischen Stil romantischer Dichtung anlehnten“<sup>35)</sup>, andererseits für die Naturwissenschaften in Rostock den Durchbruch einer exakten „Tatsachenforschung“ ersichtlich machen.

Roeper schließt seine Festrede – wie es mehrfach in verschiedenen früheren und späteren Publikationen auch zum Ausdruck kommt – mit einer betonten Huldigung für Friedrich Franz<sup>36)</sup> ab und bettet sie mit einem abschließenden Gottesgebet ein. „unsern hochgeliebten Herrn“ mit Gotteskraft zu stärken“, . . . „Ihn und sein ganzes Haus (zu) segnen für Zeit und Ewigkeit. Amen!“<sup>37)</sup>

Wir sehen in der mehrfach bei Roeper vorzufindenden Einordnung seiner durchaus modernen naturwissenschaftlichen Ansichten in einen religiösen Grundtenor und einer unterwürfigen Haltung zum „Landesherrn“ eine ausschlaggebende Ursache dafür, daß seine Aufforderungen

- zur dialektischen Betrachtung der Natur (Aufdecken und Erkennen von Entwicklungsgesetzen, Entwicklung vom Niederen zum Höheren mit Befunden für die Stammesentwicklung im Vollzuge der Keimesentwicklung von Einzelwesen)
- zur systematisch angelegten Beobachtung im Sinne einer historischen Methode offensichtlich nur im Rahmen der Universität Rostock, in seinem Freundeskreis (wie beispielsweise in den 1872 seinem Freund Prof. Stempel gewidmeten botanischen Thesen zum Ausdruck kommend) reflektiert wurden.



Erst die stärkere materialistische Denkweise eines Haeckel in Jena war es wohl, die es solchen naturwissenschaftlichen Ansichten über die Materialität und die Entwicklung zum weltweiten Durchbruch verhalfen.

Die idealistische Grundtendenz, wie sie besonders in den letzten Werken von Roeper zum Ausdruck gebracht wird, wurde in seinem praktischen Leben von einer politisch liberalen Position überlagert, d. h. Roeper vertrat in seinem gesamten Leben immer eine typisch liberale Position mit idealistischer Grundtendenz. Diese liberale Position wurde besonders in den Jahren der 48er Revolution zu einem „Verbindungselement“ zu progressiven Professoren der Universität Rostock wie Türk, Wilbrandt, Karsten (ein besonders enger Freund Roeper), die sich als Mitglieder der Redaktionskommission „Mecklenburgische Blätter“ (1847/48/49) politisch aktiv betätigten.<sup>38)</sup>

#### 6. Abschließende Betrachtung zum Anteil eines Naturwissenschaftlers an der Wissenschaftsentwicklung

Wir waren von der Frage nach den Wirkungen der wissenschaftlichen Tätigkeit des Botanikers Roeper in Rostock auf die Wissenschaftsentwicklung ausgegangen und haben insbesondere den Aspekt der Herausbildung biologischer Forschungs- und Lehrgebiete im Wirkungsbereich Roeper hervorgehoben.

Im Hinblick auf Mechanismen der Genese naturwissenschaftlicher Disziplinen zeigt sich, daß das Verhältnis von — „klassischer Naturbeschreibung (Phänomenologie)“ — „Naturgeschichte“ — und „moderner dialektischer Tatsachenforschung“

eine solche qualitative Stufe erreicht, in der eine **Grunddisziplin bzw. Wissenschaftsgruppe Biologie als Anhäufung real existenter Spezialdisziplinen** erscheint.

An der Universität Rostock hat sich Roeper mit konstruktiven Beiträgen und engagierten Aktivitäten an der Gestaltung dieser Stufe beteiligt. Roeper verkörpert in der Übergangsphase zu dieser Qualität der Biologie einen wichtigen Vertreter der „Basis“ von Naturwissenschaftlern, die relevante Vorgänge einer Disziplinengese erst ermöglichen.

Aus dieser Sicht wird folgender Arbeitsstandpunkt abgeleitet: Eine Differenzierung der Wirkungen von Bedingungen und Resultaten wissenschaftlicher Arbeitsprozesse in ver-

schiedenen charakteristischen Formen läßt eine Kennzeichnung der Periodisierung bzw. Etappenbildung der Genese naturwissenschaftlicher Disziplinen mit verschiedenen „etappenimmanenten“ Varianten denkbar erscheinen.

#### ANMERKUNGEN:

- 1) J. Jahn, Die Ordnungswissenschaften und die Begründung biologischer Disziplinen im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, in: Geschichte der Biologie, Jena 1982, S. 310.
- 2) ebenda, S. 311.
- 3) F. Magnus, Johann Roeper, in: Leopoldina (Halle) 1885, H. 21, Nr. 19–20, S. 170.
- 4) F. Burkhard, Geschichte der botanischen Anstalt in Basel, in: Verh. Naturforsch. Gesellschaft (Basel), 1905, 18, H. 1, S. 108.
- 5) W. Lepenies, Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts, München, Wien 1976.
- 6) S. Tschulok, Das System der Biologie in Forschung und Lehre, Jena 1910, S. 114.
- 7) J. Jahn, Untersuchungen zum Phasenunterschied in der Herausbildung der Botanik und Zoologie und zur Entstehungszeit der „Biologie“, in: Rostocker Wissenschaftshistorische Manuskripte, 1978/2, S. 60.
- 8) J. Jahn, Die Ordnungswissenschaften, S. 328.
- 9) R. Laube, Das Wirken des Botanikers Johann August Christian Roeper in Rostock, Staatsexamen, Rostock 1965.
- 10) ebenda.
- 11) Universitätsarchiv, Akte der phil. Fak. PD 4/1880.
- 12) ebenda.
- 13) J. Jahn, Untersuchungen zum Phasenunterschied . . . , ebenda, S. 59.
- 14) G. Leps, Begriff der Biologie 180 Jahre alt, in: Biologie in der Schule, 1977/6, S. 325 ff.
- 15) J. Jahn, Untersuchungen zum Phasenunterschied, S. 59 ff.
- 16) G. Zirnstein, Einige Aspekte zur spontanen und bewußten Bildung von Spezialdisziplinen in der biologischen Forschung des 19. Jahrhunderts, in: Rostocker Wissenschaftshistorische Manuskripte, 1978/2, S. 69 ff.
- 17) G. Leps, S. 325 ff.
- 18) J. Jahn, Untersuchungen zum Phasenunterschied, S. 59 ff.
- 19) Ebenda, S. 64.
- 20) J. Jahn / K. Senglaub, Carl v. Linné, Leipzig 1978, S. 107.
- 21) F. Engels, Dialektik der Natur, in: MEW, Bd. 20, Berlin 1982, S. 314.
- 22) J. Jahn / K. Senglaub, S. 107 ff.
- 23) R. Laube, S. 15.
- 24) ebenda S. 16.
- 25) J. A. Chr. Roeper, Das Vergängliche im Unvergänglichen der Schöpfung, Rostock 1863, S. 2.
- 26) ebenda, S. 2.
- 27) ebenda, S. 2.
- 28) ebenda, S. 6.
- 29) ebenda, S. 6.
- 30) ebenda, S. 7.
- 31) ebenda, S. 7.
- 32) ebenda, S. 11.
- 33) ebenda, S. 11.
- 34) Autorenkollektiv, Magister und Scholaren – Professoren und Studenten, Leipzig, Jena, Berlin 1981, S. 113.
- 35) J. Jahn, Die Ordnungswissenschaften, S. 311.
- 36) Die Ehrung gilt Friedrich Franz dem I. (1785–1837) Großherzog von Mecklenburg.
- 37) J. A. Chr. Roeper, S. 34.
- 38) Autorenkollektiv, Geschichte der Universität I, Berlin 1969, S. 10.



Rolf Richter

## „Wissenschaft und Arbeiter vereint im Aufbau des demokratischen Deutschland.“ Zur Ehrenpromotion Willi Bredels am 3. November 1945

Am 3. November 1945, noch vor der offiziellen Wiedereröffnung der Rostocker Universität, die am 25. Februar 1946 erfolgte, wurde die erste Ehrenpromotion der Philosophischen Fakultät nach dem Ende des 2. Weltkrieges vorgenommen. Sie galt Willi Bredel, dem Kommunisten, Schriftsteller und Kulturpolitiker. Bredel hatte während der Jahre der Weimarer Republik im proletarischen Klassenkampf seinen Mann gestanden. Er war zum Journalisten seiner Klasse und zum „Schreibenden“ gereift. Für sein mutiges politisches Auftreten war er von der reaktionären Klassenjustiz zu Gefängnis- und Festungshaft verurteilt worden, und die faschistischen Machthaber hatten ihm die grausamen Qualen des KZ bereitet. Freigekommen, erhob Bredel flammende Anklage gegen dieses System der Barbarei und Unmenschlichkeit in seinem Roman „Die Prüfung“. Es folgten für ihn die Jahre des Exils. In der UdSSR war er weiter schriftstellerisch und publizistisch tätig. Zusammen mit Lion Feuchtwanger und Bertold Brecht gab er die bedeutende antifaschistische Zeitschrift „Das Wort“ heraus. Der Freiheitskampf des spanischen Volkes gegen die faschistischen Interventionen sah auch Willi Bredel in den Reihen der Internationalen Brigaden. Als Kriegskommissar des Thälmann-Bataillons hatte er sich in unmittelbarem Front-Einsatz zu beweisen. Im Großen Vaterländischen Krieg kämpfte er an der Seite der Soldaten und Offiziere der Sowjetarmee, half in der Agitation an vorderster Kampflinie und in anderen Aufgabenbereichen des Nationalkomitees Freies Deutschland dem Blutvergießen ein Ende zu setzen und das große Umdenken vieler Angehöriger der Hitlerwehrmacht einzuleiten. Bredel war beteiligt an der Ausarbeitung des KPD-„Aktionsprogramms des Blocks der kämpferischen Demokratie“ (1944) für das Leben in Deutschland nach dem Faschis-

mus. So gehörte er auch folgerichtig zu den Mitgliedern der Einsatzgruppe Sobottka, die im Auftrag des ZK der KPD noch vor dem Ende des Krieges die politische Arbeit in Deutschland aufnahm. Als „Aktivist der ersten Stunde“ bewährte er sich in den Nachkriegswochen in Rostock. Erstmals nach den langen Jahren des Exils trat er am 19. Mai 1945 im damaligen UFA-Palast gemeinsam mit Gustav Sobottka in einer Kundgebung vor Intellektuellen und freiberuflich Tätigen auf. Bredel führte hier, ausgehend von dem Bild des Zusammenbruchs, der Verwüstungen im öffentlichen Leben und noch schlimmer in den Köpfen der Menschen, die prinzipielle Auseinandersetzung mit dem Mißbrauch der Rechtsprechung, der Schule, der Kunst, der Medizin unter dem Faschismus und polemisierte gegen die bürgerlich-chauvinistische Art und Weise, die Geschichte des deutschen Volkes zu verfälschen. Er nahm eine umfassende Ehrung des antifaschistischen Widerstands vor und schloß mit dem Appell an die Versammelten, diese Stunde als Wendepunkt entschlossen zu nutzen, eine wahrhaftige und offene Aussprache über alle Seiten der Vergangenheit zu führen und in der Mitarbeit aller demokratischen Kräfte wieder um das Vertrauen der Weltöffentlichkeit zu ringen. Im übrigen meldete sich bei dieser Veranstaltung auch Prof. Dr. Wachholder zu Wort. Wachholder, ein konservativ-reaktionärer Wissenschaftler, war der letzte Rektor der Universität während der Nazizeit. Er verließ später die Republik. Er berichtete über Konsultationen mit dem sowjetischen Stadtkommandanten und die dabei ins Auge gefaßte Wiedereröffnung der Universität, zugleich gab er auch im Namen anderer Wissenschaftler eine Loyalitätserklärung ab.<sup>1)</sup>



In ähnlicher Weise trat Bredel dann einen Tag später bei einer Kundgebung zum Thema „Zwölf Jahre Hitlerfaschismus“ oder bei der ersten öffentlichen Versammlung der Ortsgruppe Rostock der KPD am 19. Juni 1945 auf. Später, im Jahre 1956, bekannte er: „In Rostock habe ich mein Deutschland wiedergefunden – und gewissermaßen auch mein Hamburg.“<sup>2)</sup> Am 2. September 1945 war er, nun schon als Gast aus Schwerin, maßgeblich an der Gründung der Ortsgruppe Rostock des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und damit an den intensiven Bemühungen, die Kluft zwischen Intelligenz und Masse der Bevölkerung zu überwinden, beteiligt. Ende Juli hatte Bredel in Schwerin seine Arbeit als Instrukteur und Mitarbeiter der Landesleitung der KPD aufgenommen. Mit der Gründung des Landesverbandes Mecklenburg-Vorpommern des Kulturbundes wurde ihm das Amt des Landesleiters der Organisation übertragen. Bredel hat sich in dieser Zeit besonders um die umfassende Entlarvung des Faschismus, um die Darstellung des antifaschistischen Widerstands, um eine von marxistisch-leninistischen Positionen getragene Geschichtsaufklärung, um die Gewinnung vieler demokratisch-humanistisch gesinnter Angehöriger der Intelligenz für den Aufbau eines neuen Deutschlands sowie auch um die Entwicklung eines von diesem Geist bestimmten wissenschaftlichen Lebens an den Rostocker und Greifswalder Universitäten verdient gemacht.

Schon aus diesen wenigen Angaben ist zu erkennen, daß bei der Begründung der Ehrenpromotion die Bezugnahme auf die Aussage der zugrunde liegenden Verordnung: „Für hervorragende ideelle Verdienste um die Wissenschaft“ und die Bestätigung im Text der Urkunde: „Sie (die Philosophische Fakultät – d. Verf.) ehrt damit den unermüdlichen tapferen Kämpfer, der, ohne seines Lebens zu schonen für die Freiheit des Geistes gestritten und geholfen hat, die Voraussetzungen zu schaffen für die Zukunft einer freien Wissenschaft“ vollauf berechtigt waren.<sup>3)</sup> Eingereicht hatte den Antrag die Landesleitung des Kulturbundes mit dem Hinweis darauf, daß Willi Bredel in seinem Leben und in seinem literarischen Werk immer mit aller Konsequenz versucht habe, wissenschaftliche Erkenntnisse praktikabel zu machen und künstlerisch umzusetzen, daß er stets für die Freiheit der Forschung eingetreten sei und daß sein politischer Weg in vielem dem eines wissenschaftlich Suchenden vergleichbar wäre. In der Leitung der Philosophischen Fakultät, der zu dieser Zeit verständlicherweise nicht ausschließ-

lich progressive Professoren und Doktoren angehörten, bestätigte man den Antrag einstimmig. Die Ehrenpromotion wurde am 3. November 1945 im Rostocker Haus der Kultur, Schillerplatz 10, durch den Dekan der Philosophischen Fakultät, Prof. Dr. Rienäcker, vorgenommen. Anwesend waren u. a. Gustav Sobottka, Vorsitzender der Landesleitung der KPD, Wilhelm Höcker, Präsident der Landesverwaltung, Otto Möller, Vizepräsident. In seiner Ansprache hob Gustav Sobottka die Ehrung des Arbeiterschriftstellers als Zeichen des Zusammenkommens von Wissenschaftlern und Arbeitern hervor. Tatsächlich war das ein Akt von tiefem Symbolgehalt, er signalisierte ein wichtiges Prinzip des demokratischen Aufbaus und ist durchaus mit der späteren Berufung Willi Bredels in das Amt des Präsidenten der Akademie der Künste zu vergleichen. Im Berliner Bredel-Archiv befindet sich das Manuskript einer Rede Bredels vom 3. November 1945, die wahrscheinlich also bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde gehalten worden ist. Hier fand der Gedanke seine besondere Betonung, daß es für die Arbeit des Wissenschaftlers, etwa des Historikers, immer ausschlaggebend sei, sich den Blick für das Ganze, für die geschichtliche Wahrheit zu erhalten, die bestimmenden Tendenzen verschiedener Entwicklungsepochen herauszuarbeiten, ein geschichtliches Denken auszuprägen. Viele einzelne Details, die für sich genommen stimmen mögen, seien durchaus nicht immer mit dieser historischen Wahrheit gleichzusetzen.<sup>4)</sup> Das ist eine Überlegung, die Bredel auch später noch des öfteren aufgegriffen hat. Die „Volkszeitung“, das Organ der KPD für Mecklenburg-Vorpommern, brachte am 4. November 1945 einen großen Bericht über die Ehrenpromotion unter der Überschrift „Wissenschaft und Arbeiter vereint im Aufbau des demokratischen Deutschland“, und an gleicher Stelle sprach Karl Kleinschmidt von einer historischen Entscheidung, von einem Markstein in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und in der Geschichte der deutschen Universitäten.<sup>5)</sup>

Willi Bredel ist der mit der Ehrenpromotion übernommenen Verpflichtung stets gerecht geworden; auch in der direkten Bindung an die Rostocker Universität und in der Förderung ihrer Lehre und Forschung kann man das verfolgen. So wurden in die Arbeit des Kulturbundes in Mecklenburg, die Bredel bis Ende 1949 leitete, viele Wissenschaftler einbezogen, z. B. Prof. Dr. Günther Rienäcker als Dekan der Philosophischen Fakultät und als Rektor oder Prof. Dr. Heinrich Mitteis, Dekan der Juristischen Fakultät, und es





entwickelte sich an der Alma mater auch in dieser Zusammenarbeit ein reges geistig-kulturelles Leben. Von 1947 bis 1954 gab Bredel die Zeitschrift „Heute und Morgen“ heraus. Hier kamen in vielfältiger Weise Angehörige der Universität zu Wort, etwa der Germanist Prof. Dr. Erich Sielaff, und es ist festzustellen, daß die Zeitschrift bewußt dazu genutzt wurde, Grundfragen der Entwicklung von Hochschule und Universität beim demokratischen Aufbau zu debattieren. So bekannte sich Prof. Dr. Hans Gotthilf Strasser als liberal gesinnter Jurist und politisch engagierter Hochschullehrer in der Abgrenzung vom Faschismus zu den Prinzipien des neuen Leben, zu einer engen Verbindung der Wissenschaft

DIE  
PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT  
DER UNIVERSITÄT ROSTOCK  
verleiht  
Herrn WILLI BREDEL aus  
Hamburg  
ehrenhalber  
die Würde eines  
DOKTORS DER PHILOSOPHIE  
Sie ehrt damit den unermüdbaren,  
tapferen Kämpfer, der, ohne seines  
Lebens zu schonen für die Freiheit  
des Geistes gekämpft und gekämpft  
hat, die Voraussetzungen zu schaffen  
für die Zukunft einer  
freien Wissenschaft.

ROSTOCK, AM 3. NOVEMBER 1945.

*Präsident*

Dekan

Der Philosophischen Fakultät.



mit den anderen gesellschaftlichen Entwicklungsbereichen, zum Gedanken der deutsch-sowjetischen Freundschaft. Die faschistischen Machthaber hatten Strasser mit Berufsverbot belegt. Nach dem Krieg war er Finanzminister des Landes Mecklenburg und nahm dann Lehraufträge sowie eine Professur an den Juristischen bzw. Theologischen Fakultäten der Universitäten Rostock und Berlin wahr. Strasser vertrat jedoch die Theorie der „Vorurteilslosigkeit“ und „Überparteilichkeit“ der wissenschaftlichen Arbeit und stand in einer Reihe von Fragen auf idealistischen Positionen. Um den sich da entzündenden Meinungsstreit zu fördern und zur Klärung der Aufgaben der Universitäten beizutragen, pub-



lizierte die Redaktion von „Heute und Morgen“ den Artikel „Zwei Universitäts-Professoren über Aufgaben der Wissenschaft“ (Heft 12/1948). Strasser vertrat hier also die „leidenschaftslose“ Suche nach der objektiven Wahrheit, für ihn bedeutete Freiheit und Unabhängigkeit der Wissenschaft „uneingeschränkt“ zu sein von „obrigkeitlicher Regelung des Denkens oder staatlicher Beeinflussung“; neben der marxistisch-leninistischen Weltanschauung befürwortete er zur Verhinderung eines „monoformen Denkens“ an den Universitäten dort auch einen „christlichen Sozialismus“ und liberale Lebensauffassungen. Sein Opponent war Prof. Dr. Heinz Herz, ein Hochschullehrer, der sich an die Seite der Arbeiterklasse gestellt hatte und konsequent die marxistisch-leninistische Weltanschauung in Lehre und Forschung vertrat. Herz legte von diesen Positionen aus überzeugend seine Auffassung von der Stellung der Universitäten und Hochschulen im neuen gesellschaftlichen Leben dar, die eine solche Autonomie oder „absolute Freiheit“ der Wissenschaft gar nicht diskutabel werden ließen. Im Beitrag von Herz wurde klar der Weg der Befreiung der Lehre und Forschung an den Universitäten als Weg zur sozialistischen Entwicklung charakterisiert.

Willi Bredel weilte auch zu mehreren Aussprachen und Vorträgen an der Rostocker Universität. So finden sich Berichte über die (wahrscheinlich am 26. März 1946 gehaltene) Rede vor Studenten „Die wahren Ursachen des deutschen Zusammenbruchs und die Voraussetzungen der deutschen Einheit“<sup>6)</sup> bzw. eine (allerdings nicht weiter bestätigte) Ankündigung des Vortrags „Der wissenschaftliche Sozialismus im 20. Jahrhundert“ für den 16. Juli 1947. In den Jahren 1948 und 1949 gab es Kontakte mit der Universitätsleitung im Hinblick auf die Absicht, Bredel zum Thema „Die deutsche Literatur in der Emigration“ in einer Vortragsreihe zu Wort kommen zu lassen, an der auch andere Persönlichkeiten wie Ehm Welk und Erich Fabian mitzuwirken hatten. Im Oktober 1948 wertete Willi Bredel im Rahmen einer größeren Vortragsreise durch die Sowjetische Besatzungszone den Weltfriedenskongreß von Wroclaw, an dem er teilgenommen hatte, auch vor Rostocker Studenten aus. Schließlich sei auf eine sehr stark von der Universität und ihren Studenten wahrgenommene Veranstaltung am 11. Mai 1949 hingewiesen, bei der Bredel zum Thema „Westfälischer oder deutscher Friede?“ sprach, wobei in einem Exkurs zur Geschichte des deutschen Volkes Gedanken nach dem Pariser Weltfriedenskongreß (April 1949), über die unmittelbar bevorstehenden

Wahlen zum 3. Deutschen Volkskongreß und im Vorfeld der Gründung unserer Republik zusammenflossen.<sup>7)</sup>

So entspricht es durchaus der engen Bindung Willi Bredels an die Universität Rostock, wenn im Mai/Juni des Jahres 1954 durch das damalige Germanistische Institut der Antrag vorgelegt wurde, nach der im Jahre 1950 erfolgten Ehrung mit dem Nationalpreis den Schriftsteller für sein Buch „Die Enkel“ und für die Mitarbeit am Filmszenarium „Ernst Thälmann – Sohn seiner Klasse“ erneut mit dem Nationalpreis auszuzeichnen. In diesem Jahr wurde dann dem Kollektiv des Thälmann-Films der Nationalpreis I. Klasse verliehen.<sup>8)</sup>

#### ANMERKUNGEN:

- 1) Protokoll der Veranstaltung: Willi-Bredel-Archiv der Akademie der Künste der DDR, Pos. 388.
- 2) Bredel, Willi, Auskünfte, Neue Deutsche Literatur, 5/1981, S. 120.
- 3) Original der Urkunde im Willi-Bredel-Archiv der Akademie der Künste der DDR.
- 4) Willi-Bredel-Archiv der Akademie der Künste der DDR, Pos. 380/1.
- 5) Vgl. Die Rostocker Entscheidung, Volkszeitung (Schwerin), 7. 11. 1945, Nr. 84, S. 4.
- 6) Vgl. Demokratische Erneuerung, 2/1946, S. 11; dsgl. Landeszeitung, Organ der SED (Schwerin), 12. 4. 1946, Nr. 3, S. 3.
- 7) Vgl. Westfälischer oder deutscher Friede? Landeszeitung (Rostock), 13. 5. 1949, Nr. 111, S. 6.
- 8) Zu den letzten Angaben vgl. Unterlagen des Archivs der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock.



Bernhard Wandt

## Die Ehrensensoren unserer Universität ab 1919 und Dokumentation über die ab 1946 Geehrten

Vor der Hochschulreform in den Jahren 1968/69 wurden von der Universität Rostock hervorragende Wissenschaftler und um die Universität verdiente Persönlichkeiten mit der Würde eines Ehrensensors ausgezeichnet.

Diese mit der Aufnahme in das höchste akademische Gremium einer Universität oder Hochschule verbundene Ehrung ist jedoch nicht oder nur bedingt der akademischen Tradition zuzurechnen.

Der Ursprung ist in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg zu suchen, als die deutschen Universitäten und Hochschulen bemüht sein mußten, die Erfüllung der immer weiter wachsenden Aufgaben zu gewährleisten und die nicht geringen finanziellen Schwierigkeiten mit Unterstützung von Institutionen, Einzelpersonen und von entstehenden Gesellschaften der Freunde und Förderer zu überwinden. An die Hohen Schulen gelangten, teilweise zweckgebunden, Schenkungen und Stiftungen, deren Initiatoren ihrer Erwartung entsprechend eine öffentliche Anerkennung erhalten sollten. Da die Voraussetzungen für eine Ehrenpromotion hier nicht gegeben waren, wurde der Status eines Ehrenmitglieds, später eines Ehrensensors der Universität oder Hochschule geschaffen. Verbunden mit dieser Ehrung stand den Initiatoren von Schenkungen und Stiftungen so die Möglichkeit offen, auf die von ihnen bedachte Hohe Schule Einfluß nehmen und gegebenenfalls auch ein Mitspracherecht bei der Verwendung der bereitgestellten Mittel oder Sachwerte wahrnehmen zu können.

Eine hierzu auf der Rektorenkonferenz in Halle im Jahre 1919 eingebrachte Empfehlung wurde von allen Universitäten und Hochschulen bereitwillig aufgegriffen und zum Beschluß erhoben.

Als die Universität Bonn im Jahre 1919 ihre wegen des Krieges um ein Jahr verschobene 100-Jahrfeier beging, machte sie als erste – schon vor dem Beschluß der Rektorenkonferenz – für „Stiftungen und Schenkungen“ von

dieser Möglichkeit Gebrauch, wie die Vorbereitungen für dieses Jubiläum den Beschluß der Rektorenkonferenz in Halle nicht unwesentlich beeinflußt bzw. sogar veranlaßt haben dürften. Und als die Universität Rostock im November 1919 die Feier ihres 500jährigen Bestehens begehen konnte, war sie ebenfalls sehr daran interessiert, aus Anlaß des Jubiläums Stiftungen und Schenkungen anzuregen und entgegenzunehmen und auch entsprechende Ehrungen vorzunehmen. So war in Anwendung des Beschlusses der Rektorenkonferenz festgelegt, daß

- Personen, die „zu Repräsentationszwecken hierherkommen“,
- frühere Professoren der Universität,
- Personen, die die Universität durch „namhafte materielle Zuwendungen unterstützen“

in dieser Form geehrt werden sollten.

Hier zeigt sich noch das Bestreben, nicht allein finanzielle Erwartungen gelten zu lassen, sondern neben Stiftern und Förderern auch Gäste und Wissenschaftler durch die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft auszuzeichnen. Als die Mitgliedschaft dann aber nicht mehr als ausreichend, als „zugkräftig“ genug befunden wurde, wurde in Rostock im Jahre 1923 – wie zeitlich unterschiedlich auch an anderen Hohen Schulen – der Status eines Ehrensensors geschaffen, der den zu Ehrenden eine engere Verbindung zur Universität und offensichtlich auch ein größeres Mitspracherecht, allerdings nur mit beratender Stimme, sichern sollte. Mit Unterstützung der Ehrenmitglieder und Ehrensensoren suchten die Hohen Schulen auch Verbindungen zur gesellschaftlichen Umwelt und zur Praxis herzustellen und zu festigen. Dabei traten im Laufe der Zeit finanzielle und materielle Belange mehr oder weniger in den Hintergrund, Verdienste um Wissenschaft und Kultur gewannen an Bedeutung.



In der Zeit bis zum 2. Weltkrieg wurde von der Universität Rostock einer nicht geringen Zahl von Wissenschaftlern, Persönlichkeiten des kulturellen Lebens und von Förderern der Universität die Ehrensatorwürde verliehen. So wurde neben anderen auch der Gymnasialprofessor Dr. phil. h. c. Richard Wossidlo (1859—1939) im Jahre 1929 „in Anerkennung seines Wirkens und in Achtung seiner vorbildlichen Persönlichkeit“ für seine bahnbrechenden Forschungen zum mecklenburgischen Volkstum und Sprachschatz zum Ehrensator ernannt, nachdem ihm schon im Jahre 1906 von der Philosophischen Fakultät die Würde eines Ehrendoktors verliehen worden war.

Nach der Befreiung vom Faschismus erhielt die Ehrung im sozialistischen Hochschulwesen einen besonderen Inhalt.

Nach dem Statut der Universität Rostock vom 19. Mai 1954 konnte die Würde eines Ehrensators an „Persönlichkeiten die sich um die Universität besonders verdient gemacht

haben,“ verliehen werden. Als Grundlage wurden dabei nur hervorragende Leistungen in Wissenschaft und Kultur und wertvolle Leistungen zur Förderung der Wissenschaft zugelassen.

Über ein äußeres Zeichen dieser Würde war eine Entscheidung vorerst noch nicht getroffen. Als im Jahre 1956 der Rektor der Universität, Professor Dr. jur. Dr. phil. h. c. Erich Schlesinger, wenige Tage vor Vollendung seines 76. Lebensjahres im Amt verstorben war, wurde über eine bleibende Ehrung des Verstorbenen in Form einer sein Bildnis tragenden Gedenkmünze beraten und vorgeschlagen, diese Gedenkmünze mit einem äußeren Zeichen für die Ehrensatoren zu verbinden. Dazu ergab sich im Jahre 1958 die abschließende Entscheidung, die Fertigung von Amtsketten für die Ehrensatoren in Auftrag zu geben, allerdings doch ohne Verwendung des Bildnisses von Professor Schlesinger. Dessen Ehrung erfolgte durch die nachträgliche



Prof. Dr. Dr. h. c. Werner Hartke,  
Präsident der Akademie  
der Wissenschaften der DDR,  
1948—1954 Professor für  
Klassische Philologie an der  
Universität Rostock (links)  
mit den Rostocker Ehrensatoren  
Prof. Dr. Dr. h. c. I. M. Jessin,  
Moskau, (Mitte) und  
Prof. Dr. Dr. h. c.  
Günther Rienäcker,  
Generalsekretär der Akademie  
der Wissenschaften der DDR,  
1942—1953 Professor für  
Anorganische Chemie an der  
Universität Rostock (rechts)

Aufnahme Berlin 1961,  
Foto im Universitätsarchiv Rostock



Anfertigung eines Porträts (Arno Klünder) und durch die Aufstellung einer von Hertha von Guttenberg gefertigten Büste im Hauptgebäude der Universität.

Das Porträt von Professor Schlesinger wurde dann im Zusammenhang mit den Vorbereitungen zur 550-Jahrfeier der Universität im Jahre 1969 zum Ausgangspunkt und zum Grundstock der im Konzilzimmer des Hauptgebäudes befindlichen Porträts der Rektoren seit der Wiedereröffnung der Universität im Jahre 1946, wobei für die Verstorbenen (Professoren Schmid und Struck) bereits auf Fotomaterial zurückgegriffen werden mußte.

Zur Amtskette der Ehrensensatoren:

- Kette: Umfang mit Gliedern, Zwischenringen, 2 eingearbeiteten Plaketten und Medaillenanteil 100 cm, Messing
- Medaille: Anhänger zur Kette, durch 2 Ösen teilweise in die Kette einbezogen, 6 cm Durchmesser, Kupfer
- Vorderseite: Großes Traditionssiegel der Universität
- Umschrift: Sigillum universitatis studii Rostockensis
- Rückseite: Wappen der Stadt Rostock im Kordelkreis
- Plaketten: zwei wappenförmige Plaketten mit Darstellung des Wappens der Stadt Rostock je 2,3 x 2,3 cm im Abstand von jeweils 8,5 cm von der Medaille in die Kette eingefügt, Kupfer

### In Rostock erhielten seit 1946 die Ehrensensatorwürde:

Prof. Dr. med. habil. Kleist	31. 01. 1949
Prof. Dr. phil. Duncker	24. 05. 1949
Verleger Erichson	04. 01. 1956
Prof. Dr. phil. Dr. phil. h. c. Jessin	06. 07. 1958
Prof. Dr. phil. habil. Dr. med. h. c. von Guttenberg	13. 01. 1961
Prof. Dr. phil. habil. Dr. rer. nat. h. c. Rienäcker	25. 02. 1961
Prof. Dr. phil. h. c. Dr. agr. h. c. Lembke	28. 05. 1961
Prof. Dr. rer. nat. Müller	28. 11. 1965

Die nachfolgende Dokumentation enthält nähere Angaben über die Ehrensensatoren:

### Kleist, Karl, Dr. med. habil.

31. 1. 1879 – 26. 12. 1960

1916—1920 o. Professor für Psychiatrie an der Universität Rostock und Direktor der mecklenburgischen Heil- und Pflegeanstalt Rostock-Gehlsheim

1920—1950 o. Professor für Psychiatrie und Neurologie an der Universität Frankfurt/Main

1950 emeritiert

1950 Leiter der Forschungsstelle für Gehirnpathologie und Psychopathologie in Frankfurt/Main

Kapazität auf den Gebiet der Psychiatrie und Hirnforschung, hat sich internationale Bedeutung und Anerkennung durch seine umfangreichen und grundlegenden Forschungen über die Gehirnpathologie erworben.

1939 Mitglied der Akademie der Naturforscher „Leopoldina“

1950 Mitglied der Akademie der Wissenschaften Lissabon

31. 1. 1949 zum Ehrensensator der Universität Rostock ernannt anläßlich seines 70. Geburtstages

Aus der Urkunde:

Herr Professor Dr. Kleist hat an der hiesigen Universität sein erstes Ordinariat von 1916 bis 1920 innegehabt. Er hat hier in Rostock seine Theorie der Schizophrenie entwickelt und den Grundstein gelegt für ein Standardwerk der Gehirnpathologie, durch das er in der gesamten Kulturwelt bekannt und berühmt geworden ist. Es ist die Basis für alle späteren hirnpathologischen Untersuchungen.

31. 1. 1959 anläßlich seines 80. Geburtstages auch zum Ehrensensator der Universität Frankfurt/Main ernannt.

### Duncker, Hermann, Dr. phil.

24. 5. 1874 — 22. 6. 1960

1947—1949 o. Professor für wissenschaftlichen Sozialismus und Dekan der Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Rostock



- 1949 als Direktor an die Hochschule der Gewerkschaften „Fritz Heckert“ in Bernau bei Berlin berufen  
Mitglied des Bundesvorstandes des FDGB
24. 5. 1949 zum Ehrensенator der Universität Rostock ernannt anlässlich seines 75. Geburtstages

Aus der Urkunde:

Seit 50 Jahren als Vorkämpfer für den wissenschaftlichen Sozialismus tätig hat Herr Professor Dr. Duncker durch zahlreiche Veröffentlichungen, insbesondere durch kritische Ausgaben einzelner Werke von Marx und Engels, die Gesellschaftswissenschaften fruchtbringend gefördert. Herr Professor Dr. Duncker ist seit September 1947 ordentlicher Professor an der Universität Rostock und hat als erster Dekan der Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät sich um deren Aufbau entscheidende Verdienste erworben.

- 1953 Karl-Marx-Orden  
1954 Held der Arbeit  
1955 Vaterländischer Verdienstorden in Gold  
1958 Medaille für Teilnahme an den bewaffneten Kämpfen der Arbeiterklasse in den Jahren 1918 bis 1923  
1959 Orden „Banner der Arbeit“

Aus dem Nachruf des ZK der SED:

Seit 1947 war Hermann Duncker der Lehrer einer dritten Generation der deutschen Arbeiterbewegung und trug durch seine Tätigkeit hervorragend zur Gründung und Festigung des ersten Arbeiter-und-Bauern-Staates auf deutschem Boden bei.

Hermann Duncker war in seinem langen, kampfreichen Leben ein hervorragender Lehrer, der viele Tausende ergebene Söhne und Töchter der Arbeiterbewegung im Geiste des Marxismus-Leninismus erzog. Er vermittelte seinen Schülern nicht nur ein reiches Wissen, sondern er entflamte bis ans Ende seines langen Lebens seine Hörer, weil er selber die unauslöschliche Flamme des wissenschaftlichen Sozialismus in sich trug.

- 1974 Die FDJ-Grundorganisation der Universität Rostock erhielt den Ehrennamen „Hermann Duncker“
- 1975 Porträt-Plastik (Wilfried Schröder) im Hauptgebäude der Universität Rostock aufgestellt
- 1976 Hermann-Duncker-Denkmal (Prof. Walter Howard) in Berlin-Karlshorst eingeweiht

- 1977 Hermann-Duncker-Standbild (Prof. Walter Howard) auf dem Hermann-Duncker-Platz in Rostock enthüllt

## **Erichson, Peter**

4. 1. 1881 — 14. 2. 1963

Leiter des Hinstorff-Verlages Rostock (bis 1959)

4. 1. 1956 zum Ehrensенator der Universität Rostock ernannt anlässlich seines 75. Geburtstages

Aus der Urkunde:

Herr Peter Erichson hatte Jahrzehnte hindurch maßgeblichen Anteil an der Herausgabe wissenschaftlicher Publikationen der Universität Rostock. Er stellte insbesondere die reichen Erfahrungen seines Wissens und seiner Verlagsarbeit auf dem Gebiete der mecklenburgischen Heimat- und Volkskunde in den Dienst der Universität.

Durch sachkundige und tatkräftige Mitarbeit an der Förderung des Hochschullebens in schwerer Zeit hat er sich die allseitige Achtung und Anerkennung der Universität Rostock, und Verdienste um sie, erworben.

- 1956 Silberne Plakette „Für Stärkung der Friedensbewegung“  
1957 John-Brinckman-Preis des Bezirkes Rostock  
1961 Vaterländischer Verdienstorden in Silber  
1961 Kulturpreis der Stadt Rostock

## **Jessin, Iwan Matwejewitsch**

Dr. phil. Dr. phil. h. c.

25. 10. 1907 — 26. 11. 1979

- 1945—1949 Hochschuloffizier (Major) der Sowjetischen Militär-Administration Deutschlands in Berlin-Karlshorst für die Universitäten Rostock und Greifswald

Professor Dr. Jessin hat bleibenden Anteil an der demokratischen Neueröffnung der Universitäten Rostock und Greifswald sowie an der Entwicklung und Förderung der Wissenschaft nach der Befreiung Deutschlands vom Faschismus durch die Sowjetarmee im Jahre 1945

- 1949 Professor für Philosophie an der Parteihochschule der KPdSU in Moskau



- 1958 Dr. phil. honoris causa Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald  
 6. 7. 1958 zum Ehrensator der Universität Rostock ernannt

Aus der Urkunde:

Herr Professor Dr. h. c. I. M. Jessin hat als Beauftragter der Sowjetischen Militäradministration Deutschlands während der schweren Jahre nach 1945 in unermüdlichem persönlichen Eingreifen dafür gesorgt, daß es der Universität Rostock durch materielle Ausstattung ermöglicht wurde, den Lehrbetrieb zu eröffnen und auch in den folgenden kritischen Wintersemestern durchzuführen. In menschlich-fürsorglicher Beratung hat er sich der Sorgen vieler Lehrkörperangehörigen angenommen und durch Geltendmachen seines Einflusses Beschlüsse herbeigeführt, die aufbauwilligen Wissenschaftlern den Weg zu neuer Lehr- und Forschungstätigkeit eröffneten. Er hat damit die Voraussetzungen zum Wiederaufblühen der Universität Rostock geschaffen.

1975 Ehrenplakette des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen der DDR für Verdienste um die Hoch- und Fachschulbildung

Hohe staatliche Auszeichnungen in der UdSSR

## **Guttenberg, Hermann von**

Dr. phil. habil. Dr. med. h. c.

13. 1. 1881 — 8. 6. 1969

1923—1957 o. Professor für Botanik und Direktor des Botanischen Instituts und des Botanischen Gartens der Universität Rostock

1957 emeritiert

Neben einer erfolgreichen Lehr- und Forschungstätigkeit ist sichtbares Zeichen der Arbeit von Professor Dr. von Guttenberg der unter seiner Leitung entstandene Neue Botanische Garten in Rostock, der im internationalen Rahmen einen guten Ruf genießt und zugleich eine von der Bevölkerung gern besuchte Zierde unserer Stadt ist.

Anläßlich des 10. Todestages wurde 1979 ihm zu Ehren im Botanischen Garten eine von seiner Witwe Hertha von Guttenberg geschaffene Büste aufgestellt.

1936 Mitglied der Akademie der Naturforscher „Leopoldina“

1938 Mitglied der American Society of Plant Physiologists

1960 Mitglied der New York Academy of Sciences

1956 Nationalpreis II. Klasse für Wissenschaft und Technik

1956 Dr. med. honoris causa Rostock

13. 1. 1961 zum Ehrensator der Universität Rostock ernannt anläßlich seines 80. Geburtstages

Aus der Urkunde:

Herr Professor Dr. Dr. h. c. Hermann von Guttenberg widmete mehr als drei Jahrzehnte dem Dienst der Rostocker Universität. In unermüdlicher Tätigkeit und Fürsorge lenkte er das Botanische Institut durch die schweren Kriegs- und Nachkriegsjahre.

Seinen Schülern stets Vorbild, stand er nach dem Kriege in den Reihen derjenigen, die die Universität mit neuem Leben erfüllten.

Der von ihm gegründete Neue Botanische Garten und zahlreiche wissenschaftliche, vor allem histologische und entwicklungsphysiologische Publikationen verschafften dem Rostocker Botanischen Institut Achtung und Ansehen im In- und Ausland und werden stets von seiner Tätigkeit Zeugnis ablegen. Noch im hohen Alter steht er heute der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät mit wertvollem Rat zur Seite.

## **Rienäcker, Günther**

Dr. phil. habil. Dr. rer. nat. h. c.

geb. 13. 5. 1904

1942—1943 Vertretung des Lehrstuhls f. anorg. Chemie an der Univ. Rostock

1943—1953 o. Professor für Anorganische Chemie und Direktor des Chemischen Instituts der Universität Rostock

1946—1948 erster Rektor der Universität nach der Wiedereröffnung

1948—1949 Prorektor

1951 Dekan der Math. Nat. Fakultät zur Zeit der Gründung

1951—1953 Prorektor für Forschungsangelegenheiten



- 1954 an der Humboldt-Universität Berlin berufen  
 1957—1969 Akademie der Wissenschaften der DDR,  
 Generalsekretär  
 1969 emeritiert  
 1953 Mitglied der Akademie der Wissenschaften der  
 DDR  
 1959 Mitglied der Akademie der Naturforscher  
 „Leopoldina“  
 1960 Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften  
 Ungarns  
 1966 Auswärtiges Mitglied der Akademie der  
 Wissenschaften der UdSSR  
 Assoziiertes Mitglied des Instituts  
 d'Égypte Kairo  
 1958—1963 Mitglied des ZK der SED  
 1968 Mitglied des Präsidialrates des Kulturbundes  
 Vizepräsident der UNESCO-Kommission  
 der DDR  
 Vorsitzender der nationalen Pugwash-Gruppe  
 25. 2. 1961 zum Ehrensator der Universität Rostock  
 ernannt anlässlich des 15. Jahrestages der  
 Wiedereröffnung der Universität im Jahre 1946

Aus der Urkunde:

Herr Professor Dr. Günther Rienäcker, Professor für anorganische Chemie und Direktor des Chemischen Instituts der Universität Rostock vom 1. 2. 1943 bis 31. 12. 1953, erwarb sich als erster Rector magnificus nach der Wiedereröffnung der Universität in den Jahren 1946 bis 1948 besondere Verdienste um die Neuordnung von Lehre und Forschung, die Entwicklung humanistischer Wissenschaft und die Bildung und Erziehung der akademischen Jugend und legte so den Grundstein für eine akademische Bildungsstätte des Volkes. Als Rektor und als Prorektor für Forschungsangelegenheiten half er durch seine Autorität und Umsicht, der Universität neues Ansehen zu schaffen und sie zu einer Stätte fortschrittlichen gesellschaftlichen Wirkens zu entwickeln.

- 1955 Nationalpreis III. Klasse für Wissenschaft und Technik  
 1959 Vaterländischer Verdienstorden in Silber  
 1961 Joh.-R.-Becher-Medaille in Gold  
 1967 Clemens-Winkler-Medaille  
 1969 Hervorragender Wissenschaftler des Volkes

- 1969 Dr. rer. nat. honoris causa Rostock  
 1969 Ehrennadel der Universität Rostock  
 1970 Orden „Kyrill u. Methodi“ 1. Grades (Bulgarien)  
 1974 Karl-Marx-Orden  
 1979 Stern der Völkerfreundschaft in Gold  
 1979 Ehrenplakette des Ministeriums für Hoch- und  
 Fachschulwesen  
 1981 Ehrenspange der Akademie der Wissenschaften  
 der DDR  
 Alexander-von-Humboldt-Medaille  
 Medaille (Silber) der Tschechoslowakischen Akademie  
 der Wiss.  
 Goldene Ehrennadel der Gesellschaft für  
 Deutsch-Sowjetische Freundschaft  
 Fritz-Heckert-Medaille

**Lembke, Hans** Dr. phil. h. c. Dr. agr. h. c.

28. 5. 1877 — 7. 3. 1966

- 1925 Dr. phil. honoris causa Rostock  
 1946—1952 Honorar-Professor für Pflanzenzüchtung  
 1952—1958 Professor mit Lehrstuhl für Pflanzenzüchtung  
 an der Universität Rostock  
 1958 emeritiert  
 1951 Nationalpreis II. Klasse für Wissenschaft  
 und Technik  
 1951 Mitglied der Akademie der  
 Landwirtschaftswissenschaften der DDR  
 1957 Vaterländischer Verdienstorden in Silber  
 1957 Dr. agr. honoris causa  
 Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg  
 1959 Justus-von-Liebig-Preis Universität Kiel  
 28. 5. 1961 zum Ehrensator der Universität Rostock  
 ernannt anlässlich seines 84. Geburtstages

Aus der Urkunde:

Herr Professor em. Dr. phil. h. c. Dr. agr. h. c. Hans Lembke wurde durch seine großen Erfolge auf dem Gebiet der Züchtung landwirtschaftlicher Kulturpflanzen und seine beispielhafte Wirtschaftsführung in Malchow auf Poel weit über die Grenzen Deutschlands bekannt. Als erfolgreicher Züchter und vielseitiger Forscher war er Mitbegründer der Landwirt-



schaftlichen Fakultät der Universität Rostock und erwarb sich als Professor mit Lehrstuhl für Pflanzenzüchtung in den Jahren von 1946 bis 1958 große Verdienste um die Bildung und Erziehung des akademischen Nachwuchses.

**Müller, Fritz** Dr. rer. nat.

28. 11. 1900 — 5. 10. 1974

- 1949—1966 Professor mit Lehrstuhl für Geschichte der Pädagogik an der Universität Rostock  
1966 emeritiert  
1949—1952 Dekan der Pädagogischen Fakultät  
1955 Prorektor für Forschungsangelegenheiten  
1955—1958 Prorektor für wissenschaftlichen Nachwuchs  
1961—1966 Dekan der Philosophischen Fakultät  
1954 Karl-Friedrich-Wander-Medaille  
1961 Verdienstmedaille der DDR  
1962 Dr.-Theodor-Neubauer-Medaille in Silber  
1964 Vaterländischer Verdienstorden in Bronze  
1966 Pestalozzi-Medaille in Silber  
28. 11. 1965 zum Ehrensensator der Universität Rostock ernannt anlässlich seines 65. Geburtstages

Aus der Urkunde:

Herr Prof. Dr. rer. nat. Fritz Müller erwarb sich nach der Niederwerfung des Faschismus große Verdienste um den Aufbau des antifaschistisch-demokratischen Bildungswesens in Deutschland.

Er hatte großen Anteil an der Wiedereröffnung der Universitäten Rostock und Greifswald sowie an der Gründung der Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten und der Pädagogischen Fakultäten.

Als Professor mit Lehrstuhl für Geschichte der Pädagogik an der Universität Rostock ist er maßgeblich an der Bildung und Erziehung sozialistischer Lehrer und des akademischen Nachwuchses beteiligt.

Nach der Hochschulreform in den Jahren 1968/69 hat die Wilhelm-Pieck-Universität Rostock die Würde und die Rechte eines Ehrensensors nicht mehr verliehen.

Sowohl in der Anordnung des Ministers für das Hoch- und Fachschulwesen über die Stellung, Aufgaben und Arbeitsweise der Wissenschaftlichen Räte der Universitäten und Hochschulen vom 15. 3. 1970 (GBI 1970 II 224) als auch im gültigen, vom Minister für Hoch- und Fachschulwesen bestätigten Statut der Universität vom 28. 2. 1974 ist die Ernennung von Ehrensensoren nicht vorgesehen.



der  
den  
esens

Dr. Heli Festerling  
Wilhelm-Pieck-Universität Rostock  
Sektion Geschichte

iver-  
g der  
schen

Peter Palme  
Wilhelm-Pieck-Universität Rostock  
Sektion Sprach- und Literaturwissenschaften

Prof. Dr. Rolf Richter  
Wilhelm-Pieck-Universität Rostock  
Sektion Sprach- und Literaturwissenschaften

Dr. Bernhard Wandt  
Wilhelm-Pieck-Universität Rostock  
Universitätsarchiv

## BILDNACHWEIS

Die Redaktion dankt für die Bildvorlagen:

Seite 66

Willi Bredel-Archiv der Akademie  
der Künste der DDR

Seite 66

Stadtarchiv Rostock

Seite 57, 69

Archiv der Wilhelm-Pieck-Universität  
Rostock

Titelbild

Film- und Bildstelle der  
Wilhelm-Pieck-Universität Rostock

Der Bildnachweis für den Beitrag von P. Palme befindet sich  
auf Seite 49.



Veröffentlicht durch Abt. Wissenschaftspublizistik der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock  
DDR - 2500 Rostock, Vogelsang 13/14 - Telefon 36 95 77

Redaktion: Abt. Wissenschaftspublizistik der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock  
DDR - 2500 Rostock, Vogelsang 13/14 - Telefon 36 95 77

Verantwortlicher Redakteur: Dipl.-Ges.-Wiss. Bruno Schrage

Herausgegeben von der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock

Typographische Gestaltung: Heinrich Hoffmann

Satz und Druck: Ostsee-Druck Rostock, Betriebsteil Wismar - 2052  
Druckgenehmigungs-Nr.: C 57 83

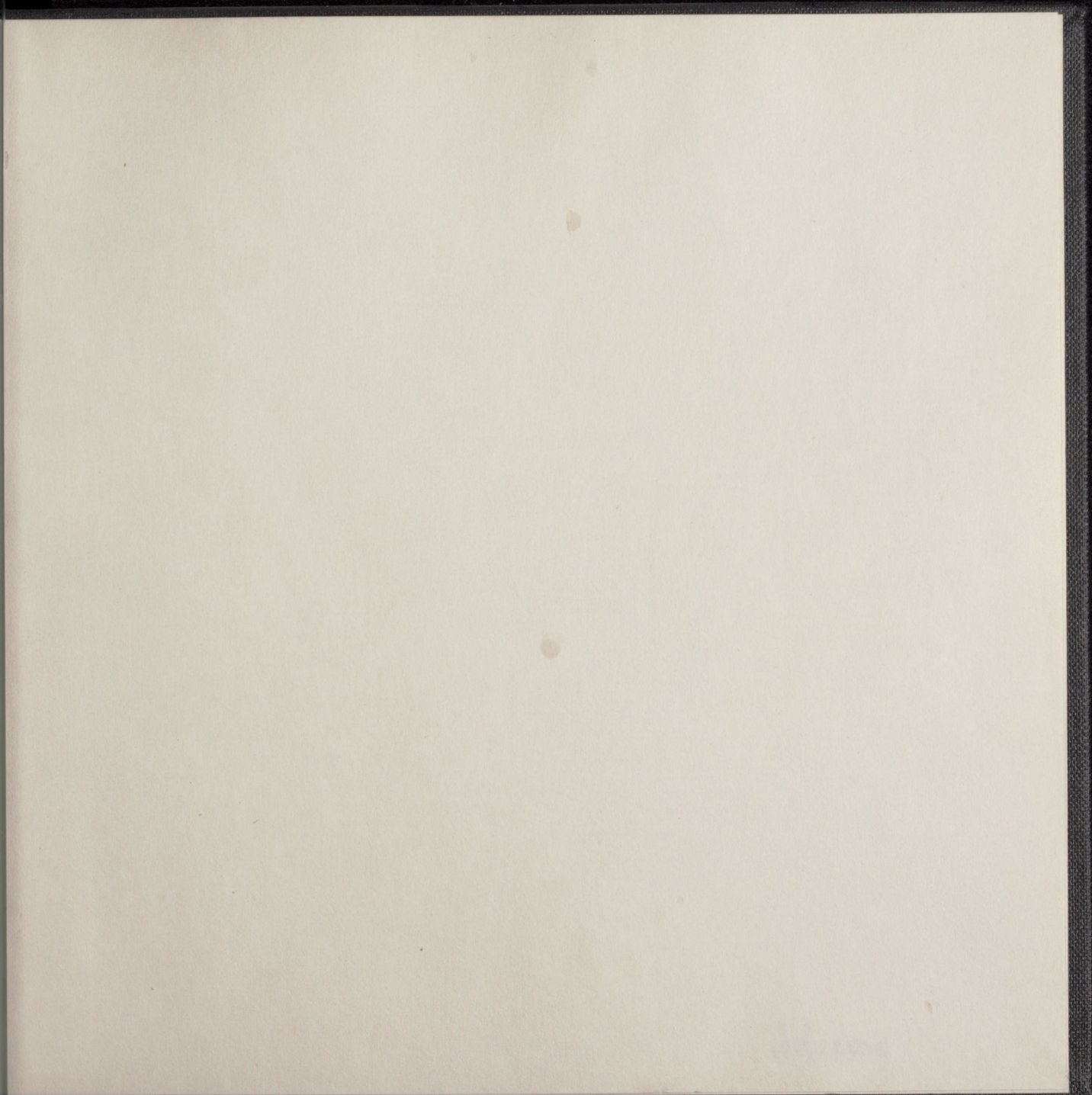




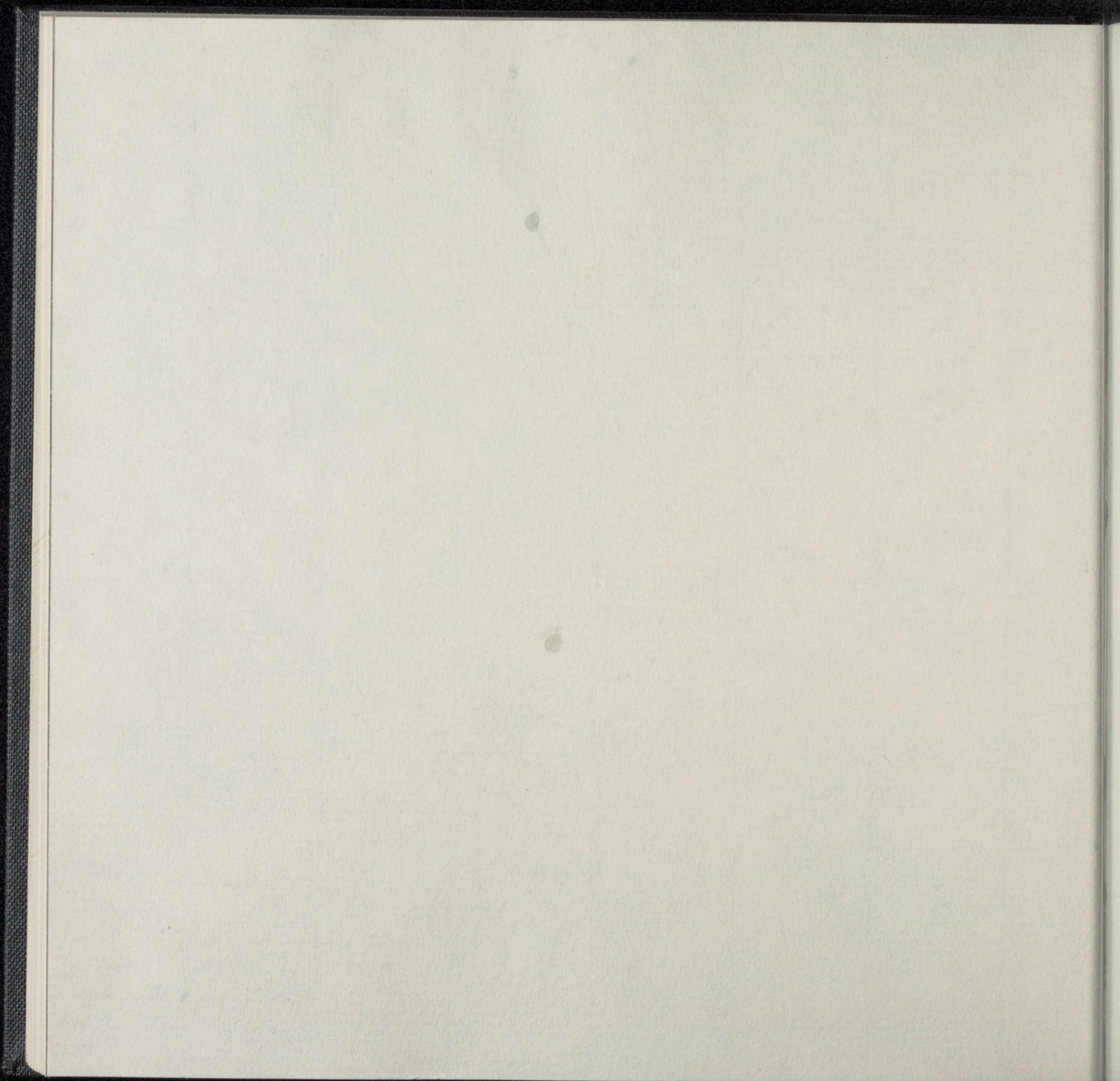












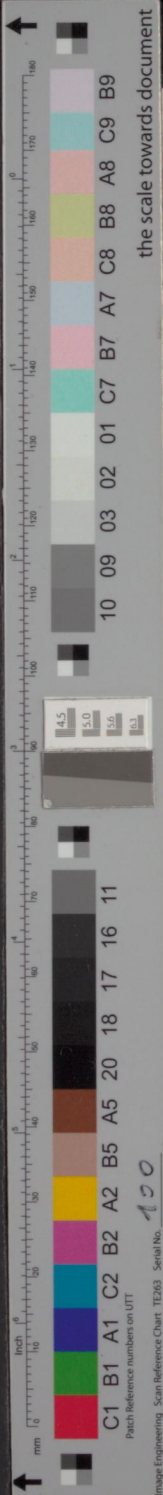


J. S. 2000









oldt-Universität Berlin berufen  
 r Wissenschaften der DDR,  
 är  
 Akademie der Wissenschaften der  
 Akademie der Naturforscher  
 der Akademie der Wissenschaften  
 Mitglied der Akademie der  
 n der UdSSR  
 Mitglied des Instituts  
 o  
 ZK der SED  
 Präsidialrates des Kulturbundes  
 der UNESCO-Kommission

der nationalen Pugwash-Gruppe  
 ator der Universität Rostock  
 blich des 15. Jahrestages der  
 ng der Universität im Jahre 1946

Rienäcker, Professor für anorga-  
 or des Chemischen Instituts der  
 . 2. 1943 bis 31. 12. 1953, erwarb  
 nificus nach der Wiedereröffnung  
 ahren 1946 bis 1948 besondere  
 dnung von Lehre und Forschung,  
 cher Wissenschaft und die Bildung  
 nischen Jugend und legte so den  
 mische Bildungsstätte des Volkes.  
 or für Forschungsangelegenheiten  
 ität und Umsicht, der Universität  
 en und sie zu einer Stätte fort-  
 nen Wirkens zu entwickeln.

asse für Wissenschaft und Technik  
 dienstorden in Silber  
 aille in Gold  
 edaille  
 ssenschaftler des Volkes

1969 Dr. rer. nat. honoris causa Rostock  
 1969 Ehrennadel der Universität Rostock  
 1970 Orden „Kyrill u. Methodi“ 1. Grades (Bulgarien)  
 1974 Karl-Marx-Orden  
 1979 Stern der Völkerfreundschaft in Gold  
 1979 Ehrenplakette des Ministeriums für Hoch- und  
 Fachschulwesen  
 1981 Ehrensperre der Akademie der Wissenschaften  
 der DDR  
 Alexander-von-Humboldt-Medaille  
 Medaille (Silber) der Tschechoslowakischen Akademie  
 der Wiss.  
 Goldene Ehrennadel der Gesellschaft für  
 Deutsch-Sowjetische Freundschaft  
 Fritz-Heckert-Medaille

**Lembke, Hans** Dr. phil. h. c. Dr. agr. h. c.

28. 5. 1877 — 7. 3. 1966

1925 Dr. phil. honoris causa Rostock  
 1946—1952 Honorar-Professor für Pflanzenzüchtung  
 1952—1958 Professor mit Lehrstuhl für Pflanzenzüchtung  
 an der Universität Rostock  
 1958 emeritiert  
 1951 Nationalpreis II. Klasse für Wissenschaft  
 und Technik  
 1951 Mitglied der Akademie der  
 Landwirtschaftswissenschaften der DDR  
 1957 Vaterländischer Verdienstorden in Silber  
 1957 Dr. agr. honoris causa  
 Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg  
 1959 Justus-von-Liebig-Preis Universität Kiel  
 28. 5. 1961 zum Ehrensator der Universität Rostock  
 ernannt anlässlich seines 84. Geburtstages

Aus der Urkunde:

Herr Professor em. Dr. phil. h. c. Dr. agr. h. c. Hans Lembke  
 wurde durch seine großen Erfolge auf dem Gebiet der Züch-  
 tung landwirtschaftlicher Kulturpflanzen und seine beispiel-  
 hafte Wirtschaftsführung in Malchow auf Poel weit über  
 die Grenzen Deutschlands bekannt. Als erfolgreicher Züchter  
 und vielseitiger Forscher war er Mitbegründer der Landwirt-